



Heidelberg ist bekannt als Rugby-Hochburg. Unsere Redakteure waren beim Meisterschaftsfinale. Seite 7

Der Hai aus Mittelmeer

Von Dominik Waibel

Bizar, dass Gollum seinen Namen einem Hai und Mephisto einem Hornfisch leiht.

Diese Ehre ist auch dem Heidelberger Zoologen Storch entgegengebracht worden. Es ist kein Froschfresser, sondern ein im Pazifik lebender Borstenwurm, welcher nun „Archinome storchii“ heißt. Dieses unansehnliche Tier krönt die Karriere des Professors.

Dass die Fülle an entdeckten Tierarten zu Engpässen an tauglichen Namen führt, ist verständlich, die Lösung jedoch absurd. Gerne wird die Prominenz belangt, es reicht der kleinste Zusammenhang und man ruft sich wie ein Wurm. „Agra Schwarzenegegeri“ ist eine mittelamerikanische Laufkäferart, deren einzige Gemeinsamkeit mit dem Schauspieler deren muskulösen Gliedmaßen sind. „Mozartella Beethoveni“ ist eine Wespe, benannt nach den wehrlosen Musikern.

Tolkien verdankt die Zoologie einen eminenten Teil Inspiration. Eine neuseeländische Schnecke heißt Smeagol, Hobbit ausgerechnet eine Flughundart. Auch im Lexikon ist Satan der Fürst der Finsternis, eine in Höhlen lebende Katzenwelsart, der man glücklicherweise nicht begegnet.

„Veni vidi vici“ nennen die Biologen einen Papageien, dieser ist noch dazu ausgestorben. Rüde ist die Namensgebung der schleimigen und nach Verwesung riechenden Pilzart Stinkmorchel. Sie heißt „Phallus“.

Zum Glück sagt dies mehr über die Namensgeber als die Namensvetter aus.



Der lebendige Geist in Ketten

Universitäten sollten Räume für freies und kritisches Denken eröffnen. Doch viel zu oft stehen externe Interessen großer Unternehmen diesem Anspruch im Weg

Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerlässliche Bedingung“, schrieb Wilhelm von Humboldt 1792. „Humboldt ist tot“, sprach 1997 der damalige Bundesbildungsminister Jürgen Rüttgers.

„Humboldt ist tot!“

Seit diesem bezeichnenden Ausspruch haben sich die universitäre Landschaft in Deutschland und vor allem der Bildungsbegriff tiefgreifend verändert. Mittlerweile erscheint es konsensfähig, die Universität lediglich als Dienstleisterin im Wirtschaftsgefüge einer modernen und „wettbewerbsfähigen“ Gesellschaft zu verstehen. Im Zuge der Bologna-Reform und weiterer Maßnahmen wie G8 wurde die Bildungslaufbahn beschleunigt und auf die Erfordernisse der Humankapitalnachfrage der Marktwirtschaft zugeschnitten.

Des Weiteren sehen sich die Universitäten nicht erst seit dem Wegfall der Studiengebühren einem massiven Finanzierungsdruck ausgesetzt. Die Länder können, der Bund darf die Universitäten nicht mit genügend Mitteln ausstatten. So suchen viele Universitäten, auch die Heidelberger, ihr Heil in der sogenannten Drittmittelinwerbung: Partnerschaften und lukrative Kooperationen sollen die Lücken im Budget schließen. Dafür stellen die Universitäten in Public Private Partnerships oder sogenannten „anwendungsorientierten Forschungsplattformen“ ihr Know-How der Wirtschaft zur Verfügung.

Auch an der Uni Heidelberg wurden im Jahr 2010 wirtschaftsnahe Forschungsprojekte mit einem finanziellen Umfang von insgesamt 34,2 Millionen Euro durchgeführt, die unter dem Schlagwort „Technologietransfer“ firmieren. Einen Schwerpunkt bildete unter anderem ein Labor zur Katalyseforschung, das gemeinsam mit BASF betrieben wird. Auch Merck, SAP und andere beteiligen sich: Ihr „Innovation Lab“ forscht zur

organischen Elektronik, während Sony, Bosch und weitere Unternehmen im Heidelberg Collaboratory for Image Processing vertreten sind. Die Liste der Industry-on-Campus-Projekte ist lang.

Doch wie kann eine Universität, zur bloßen Ausbildungsstätte und zum Spielball externer Interessen degradiert, zugleich ihrem Anspruch

Wie steht es heute um die akademische Freiheit?

gerecht werden, unabhängige Lehre und Forschung zu betreiben und gar autonome Persönlichkeiten zu formen? Kurzum: Wie steht es heute um die akademische Freiheit?

Einige erschreckende Beispiele sprechen diesbezüglich eine klare Sprache. Im April 2012 besiegelte die Universität Luzern einen Kooperationsvertrag mit der Bank UBS, unter Ausschluss ihres eigenen Lehr- und Forschungspersonals. Durch einen großzügigen

Zuschuss von umgerechnet knapp 80 Millionen Euro wird die Universität um das „UBS International Center of Economics in Society“ bereichert. Ganz im Sinne des programmatischen Titels darf man dieses Vorhaben wohl als Meinungsmache bezeichnen. Gegen den Vertrag regte sich entsprechender Protest: Der sogenannte Zürcher Appell, ein Aufruf zahlreicher Schweizer Professoren, forderte die Wahrung der universitären Unabhängigkeit.

Auch in Deutschland sind Beispiele dieser Art keine Seltenheit: 2011 erregte eine Partnerschaft zwischen Deutscher Bank und den beiden großen Berliner Universitäten öffentliches Aufsehen. Gemeinsam sollte ein Institut für angewandte Finanzmathematik geschaffen werden. Im Gegenzug für ihre Gelder forderte die Bank jedoch neben speziellen Werbeflächen auch eine Beteiligung an den Lehrkonzepten sowie ein Vetorecht in Bezug auf Forschungsergebnisse. (pme)

Fortsetzung auf Seite 9

INHALT



Klaus von Beyme

Der Politikwissenschaftler erinnert sich in seinen Memoiren an turbulente Zeiten in Heidelberg. Ein Gespräch auf Seite 3

Das neue Lehramt

Das Lehramtsstudium in Baden-Württemberg soll künftig auf Bachelor und Master umgestellt werden. Seite 5

Geklonte Stammzellen

Amerikanischen Forschern gelingt erstmals das Klonen menschlicher embryonaler Stammzellen. Ein Durchbruch? Seite 9

Eng und ekelhaft

Juristen fordern Sanierung ihrer Bibliothek

Mario Kuhn ist ein gelassener Student, doch beim Gespräch über die Jura-Bibliothek wird er emotional: „Die Schmerzgrenze ist erreicht.“

Die Bibliothek in der Friedrich-Ebert-Anlage ist mit 280 Arbeitsplätzen für die fast 2000 Jurastudenten in Heidelberg zu klein. Alle Studenten müssen ihre Hausarbeiten in dieser Bibliothek schreiben, da nur dort die Fachliteratur verfügbar ist.

Bereits vor dem Öffnen der Bibliothek um acht Uhr stehen die Studenten in den Semesterferien Schlange, um einen Arbeitsplatz zu bekommen. Die Professoren empfehlen ihren Studenten, in die Bibliotheken nach Mannheim oder Karlsruhe auszuweichen.

Mario, der Sprecher der Rechtsfachschaft, führt mich durch das verwinkelte und unübersichtliche Gebäude.

Der alte Teil der Bibliothek wirkt nach Jahren der Nutzung noch immer provisorisch eingerichtet, die Möbel wollen sich nicht einfügen. Manche Tische stehen zu nahe beieinander: Wenn Studenten daran arbeiten, ist ein Vorbeikommen unmöglich, oder die Tische stehen so nahe an den Bücherregalen, dass man die Leiter nicht sicher an das Regal stellen kann.

Oft sind im Gebäude die Wände rissig, der Putz bröckelt schon von den Wänden. (dom)

Fortsetzung auf Seite 4

Nichts für Buchhändler

Kreativbeauftragter Zumbruch wird ersetzt

Frank Zumbruch, bislang Kreativbeauftragter der Stadt Heidelberg, ist am 6. Juni überraschend vor die Stadttore gesetzt worden. Bevor sein befristeter Werkvertrag Ende Mai auslief, wurde die Stelle öffentlich ausgeschrieben. Laut CDU-Stadträtin Christina Essig reine Formsache und für Zumbruch eigentlich ein Heimspiel. Er hatte der Heidelberger Kreativszene zweieinhalb Jahre lang auf die Füße geholfen, Heidelberg als sogenannte „UNESCO Creative City of Literature“ ins Rennen geschickt und die ehemalige Feuerwache in Bergheim zum Kreativwirtschaftszentrum gemacht.

Doch in einer geheimen Abstimmung von 15 Gemeinderäten der Stadt fiel

die Wahl mit einer Zweidrittelmehrheit nicht auf Zumbruch, sondern auf Katharina Pelka. Die Diplomingenieurin feilt momentan an ihrer Dissertation.

Dagegen konnte der gelernte Buchhändler Zumbruch der SPD-Stadträtin Karin Werner-Jensen zufolge nicht bestehen. Es habe sich um die Ausschreibung einer wissenschaftlichen Stelle gehandelt. Praxiserfahrung hin oder her. Bis Ende Oktober wird der Praktiker nun doch noch seine Arbeit fortführen und zu Kathrin Pelkas Einarbeitung zur Verfügung stehen. Bei aller Theorie nimmt die Stadt sein Angebot „dankbar“ an. (heh)

Fortsetzung auf Seite 8

Falsch verstanden

Von Paul Eckartz

Dass Kommunikation eine starke soziale Wirkung entfalten kann, steht außer Frage. Sie bildet die Grundlage jedes intersubjektiven Prozesses und somit auch den Ausgangspunkt jeder Suche nach moralischen Prinzipien. Die Frage nach geschlechtergerechter Sprache und ihrer Wirkung ist also durchaus berechtigt. Dass diese Debatte jedoch meist im Affekt geführt wird, ist ihrer Sachlichkeit kaum zuträglich.

Eine Botschaft lässt sich von vier Seiten aus betrachten. Man unterscheidet dabei zwischen dem sachlichen Inhalt der Botschaft und der Aussage, die sie über ihren Absender trifft, sowie weiterhin dem beabsichtigten Appell an den Adressaten und der Aussage über die Beziehung zwischen Sender und Empfänger. Die Kritik, die uns nach unserer Namensänderung entgegenschlug, hat diese vier Seiten unserer Botschaft offenbar so aufgefasst:

Erstens: Der *ruprecht* gendert seine Texte fortan nicht mehr. Zweitens: Der *ruprecht* gibt sich als chauvinistischer Handlanger des konservativen Kleingeists zu erkennen. Drittens: Der *ruprecht* möchte, dass wir uns seine Haltung zu Eigen machen. Viertens: Der *ruprecht* wertschätzt uns nicht als Frauen bzw. Verfechter der Gleichberechtigung.

Damit greift die Kritik jedoch nicht nur zu kurz; tatsächlich versteht sie unsere Aussage auf allen vier Ebenen anders als beabsichtigt. Zur Klarstellung: Der *ruprecht* überlässt die Entscheidung über „Studenten“ oder „Studierende“ auch weiterhin den Autoren der verschiedenen Artikel. Lediglich der Titel hat sich nach reiflicher Diskussion geändert. Grund dafür ist nicht etwa ein vermeintliches Bekenntnis zum Kulturkonservatismus, sondern eher die Überzeugung, dass Frauen durch eine geschlechtergerechte Sprache wenig



geholfen ist. Wenn strukturelle gesellschaftliche Diskriminierung dazu führt, dass in Deutschland gleiche Bezahlung und Frauenquote Utopien bleiben, bleibt die vermeintliche Anerkennung im Gendersternchen * Augenwischerei.

Insofern ist unsere Namensänderung viel eher als Appell zu verstehen, die Debatte über Gleichstellung auf wirklich relevante Fragestellungen zu fokussieren. Dies ist jedoch lediglich eine Meinung, mit der wir keinesfalls einen universellen Gültigkeitsanspruch erheben möchten. Wer gern gendert, darf dies natürlich ruhig tun. Wir lehnen es mehrheitlich ab. Nicht mehr, nicht weniger steht hinter unserer Namensänderung.

Die Redaktion des *ruprecht* sieht sich als Verfechterin der Gleichstellung. Allerdings möchten wir auf wirksame Weise für sie eintreten und uns nicht allein mit politischer Korrektheit begnügen.

Was sagt dies nun also über die Beziehung des *ruprechts* zu seinen Kritikern aus? Wir schätzen euren Einsatz für eine gute Sache! Nur halten wir eure Mittel für ungeeignet. Vor diesem Hintergrund sind die vorschnellen Vorwürfe des Chauvinismus bis hin zur Verharmlosung rechtsextremistischen Terrors absurd und verletzend. Denn eines ist für uns selbstverständlich: Jeder Mensch ist absolut gleichwertig.

Man kann die Kritik am generischen Maskulinum ja an sich gut verstehen: Etwa die Hälfte der Bevölkerung muss sich ständig fragen, ob sie denn wirklich mitgemeint ist. Diese zusätzliche gedankliche Arbeit stellt eine Art sanften Abschlussmechanismus dar. Und obwohl es in linguistischer Hinsicht fragwürdig ist, den Sprachgebrauch einer Gesellschaft gezielt zu beeinflussen, kann es durchaus Situationen geben, in denen das angebracht erscheint.

Allerdings sollte man sich im Klaren darüber sein, warum man dies tun will. Werden Personen persönlich beleidigt oder diskriminiert, herrscht in dieser Hinsicht Handlungsbedarf. Gerade beim Begriff „Studenten“ scheint dies aber nicht der Fall zu sein, denn es gibt wohl niemanden, der dabei ausschließlich an Männer denkt.

Wie entscheidend die Frage der Gleichberechtigung (auch der sprachlichen) für unsere Gesellschaft auch werden wird – sie wird sich nicht von heute auf morgen und nicht auf solchen Nebenkriegsschauplätzen lösen lassen. Solange man sich also als Magazin mit vermeintlich unverfänglichen Bezeichnungen auf dünnes Eis wagt, bleibt nichts anderes übrig, als etwaige Sexismusvorwürfe rein inhaltlich mit tolerantem, wachem Geist zu entkräften.

Wir vom *Philtrat* aus München heißen Studentenmagazin und hatten damit nie Probleme.

Bernhard Hiergeist,
Stellv. Chefredakteur
Philtrat, München

Offensichtlich sorgt vor allem die Umstellung des Zeitungs-Untertitels für kontroverse Diskussionen. Ich fand die Gerundumsform immer etwas affig(tiert); wer, egal ob Männlein oder Weiblein, studiert schon ständig und überall? [...] Mit dem neuen Zeitungskopf habt Ihr aber einen kapitalen gestalterischen Bock geschossen. [...]

Dem neuen Logo ist die Decke auf den Kopf gefallen – und zwar gleich doppelt(strichig). [...] eine verunglückte Anspielung auf Scherenschnitte im Knösel und im Karzer, und weil offenbar die runde Form des Vorgängers krampfhaft übernommen werden sollte, wurde es links mit geschmacklos gestreifter Rundung ergänzt [...]. Das neue Logo wirkt platt, satt und gar nicht ironisch retro. [...] In Zeiten immer lauterer Schreie nach Basisdemokratie könntet Ihr vielleicht an Eure Leserinnen und Leser herantreten und fragen: „Was wollt ihr denn?“ Ich für meinen Teil will den alten „ruprecht“-Zeitungskopf zurück. [...]

Clemens Jesenitschnig

Na Tashka: Ein mutiger Schritt in Sachen gendering, eine gelungene und witzige Anspielung auf die glamour-, gntm und lipgloss Kultur der frauenmagazine.

Sophie Le Moeglichkeiten: meine meinung: traurig, rückschrittlich und weit entfernt von dem anspruch den eine studierendenzzeitung haben sollte.

Wir vom Chemnitzer Studentenmagazin *tuchfühlung* halten die Sache mit sprachlichem Gendern und der Verwendung des generischem Maskulinums wie folgt: Gendern ja, aber nur bis zu einem gewissen Grad. [...]

Wir sind in der Redaktion bemüht, so oft als möglich unsere Texte unter Verwendung geschlechtsneutraler Bezeichnungen zu verfassen. Wir verwenden dabei weder das bekannte Binnen-I (Student_innen), noch benutzen wir Gender Gaps (Studenten_innen), sondern bemühen uns stets um die geschlechtsneutrale Bezeichnung (Studierende). Allerdings nicht in jedem Fall. Eigennamen wie „Studentenrat“, oder „Studententicket“ behalten ihr generisches Maskulinum.

Betont werden muss jedoch, dass auch bei „vorbildlichstem“ Gendern wichtigere Aspekte nicht ins Hintertreffen geraten dürfen. Die Fokussierung auf den linguistischen Aspekt der Gleichstellung halten wir oftmals für überzogen.

Antonin Fischer, Chefredaktion und Micele Ulbricht, Autor und Layoutchef *tuchfühlung*, Chemnitz

Isa Belle: Ich stell mir die Geschlechterdebatte hier in der Ukraine vor: da haben alle traditionell „männlichen“ Berufe eine maskuline Form und die weiblichen (also Krankenschwester undachja, Sekretärin) die grammatikalisch feminine Form. Und wenn ein Mann heiratet, dann „frait“ er und wenn eine Frau heiratet, dann „mann“ sie...DAS zu ändern wäre doch mal witzig.

Auch der *Semesterspiegel* wurde in letzter Zeit kritisiert, sexistisch zu sein. Unsere „stetige Weigerung geschlechtergerechte Sprache zu verwenden“ machte eine AstA-Referentin „entsetzt, fassungslos und wirklich wütend“, wie sie uns in ihrer Mail mitteilte. [...] Dabei stellen wir es allen Studenten offen, in ihren Texten zu gendern, wie sie es für richtig halten. [...] Es gibt unterschiedliche Auffassungen der sprachlichen Sichtbarmachung von Geschlechtern – auch die Benutzung des generischen Maskulinum gehört dazu. Toleranz gegenüber den unterschiedlichen Formen wäre an dieser Stelle wünschenswert und wird vom *Semesterspiegel* umgesetzt.

gemeinsame Stellungnahme
der *Semesterspiegel* – Zeitung
der Studierenden, Münster

Lieber Kai Gräf, liebes Ruprecht-Redaktionsteam, ich bin überaus enttäuscht, dass ihr euch für eine solch rückwärtsgewandte – oder wie ihr kokettiert: „bürgerliche“ – Politik entschieden habt.

Durch eure Rückkehr von der Studierendenzzeitung zur Studentenzeitung habt ihr in der Tat mich als LeserIN verloren.

Falls euch das egal sein sollte, ok. Allerdings war ich bisher der Annahme, dass eine studentische Zeitung den Anspruch haben sollte für alle an der Uni zu schreiben – Studenten und StudentINNEN.

Mit diesem Abschied vom Gendern hätte ich noch einigermaßen leben können, was dann allerdings auf der letzten Seite veröffentlicht wurde, hat mich einfach nur sprachlos gemacht!

Die Vermischung von NSU-verharmlosenden Sprüchen mit derben sexistischen und frauenfeindlichen „Witzen“ ist mitnichten ein Kavaliersdelikt! Hier seid ihr mehr als nur ein bisschen übers Ziel hinausgeschossen. Die auf Seite 1 angekündigte und hier vollzogene „geistig-moralische Wende“ finde ich überaus bedenklich.

Da ihr auf Facebook keine Kommentarfunktion freigeschaltet habt, gehe ich nicht davon aus, dass ihr diesen offenen Brief kommentieren werdet. Falls doch, werde ich mir erlauben die Antwort zu veröffentlichen.

Außerdem möchte ich euch informieren, dass ich diesen Brief an eure Anzeigenkunden weiterleiten werde.

Hannah Illgner

„Sexismusvorwürfe mit tolerantem, wachem Geist entkräften“



In der Kritik

Die Umbenennung in „Studentenzeitung“ und die letzte Satireseite haben in unserer Leserschaft hohe Wellen geschlagen. Anstatt des üblichen Pro/Contra präsentieren wir deshalb hier einen Querschnitt dieser Diskussion. Zusätzlich haben wir andere Campuszeitungen nach ihrer Meinung zum Thema gefragt.

Aus grammatiktheoretischer Sicht spricht einiges gegen das Gendern, doch die Soziolinguistik hat ebenso einleuchtende Gründe für eine „geschlechtergerechte Sprache“ im Angebot. Mein subjektiver Eindruck aus den letzten Jahren ist, dass sich unter den Frauen in der Redaktion eher weniger für das Gendern einsetzen als unter den Männern. Woran das liegt, darüber ließe sich trefflich spekulieren. Bisher handhaben wir es so, dass jede Autorin und jeder Autor selbst entscheiden kann, ob und wie er oder sie in den eigenen Texten gendert. [...] Unser Untertitel lautet „die hallische Studierendenschaftszeitung“, denn unsere Herausgeberin ist die Studierendenschaft der Uni Halle, die in dieser Form auch im Landeshochschulgesetz steht. Damit stellt sich für uns die Frage einer Umbenennung ins generische Maskulinum nicht.

Konrad Dieterich, Chefredakteur *hastuzeit*, Halle

Bernhard Manhattan: Die letzte Seite hat doch wunderbar funktioniert. Satire zeigt Missstände auf und bringt diese so ins Gespräch - So viel wurde auf Facebook selten über eine Ausgabe bzw ein Thema gesprochen.

Unique Jena: als ein medium, das sich mit ähnlichen Reaktionen seiner Leser (Lesenden?) auseinandersetzen musste, wünschen wir der ruprecht-Redaktion viel Kraft und Durchhaltevermögen - sowas kann sich hinziehen.

Immmer noch fährt Klaus von Beyme täglich mit dem Rad zum Institut. „Der Beyme lässt nach“, soll sein Nachfolger gesagt haben, seit der Emeritus nicht mehr wie üblich vor acht, sondern erst gegen halb neun ins Büro kommt. So liest man es jedenfalls in seinen Memoiren, die der Politikwissenschaftler nun aufgeschrieben hat. Seine Erinnerungen geben nicht nur Zeugnis von einem Gelehrtenleben in der Bundesrepublik, sondern auch von den vielen Konflikten im Leben des gebürtigen Schlesiens. Er lag nicht nur mit linken Studenten im Clinch und mit den Geheimdiensten aller möglichen Länder, sondern vermutlich auch mit den eigenen Kindern und gelegentlich mit Kollegen, einmal gar mit den Gründern der Jüdischen Hochschule. Universitätsbibliothek und Stadthalle hätte er nach eigenem Bekunden einst am liebsten in die Luft gesprengt. Nächstes Jahr wird er achtzig.

Herr von Beyme, gibt es einen Gegner, den Sie sich noch aufgehoben haben?

Ich glaube nicht, weil Altersmilde eigentlich dazu führt, dass man weniger polemisch wird.

Man beginnt offenbar auch, sich zu erinnern. Was versprechen Sie sich davon, nun Ihre Memoiren vorzulegen?

Das ist eine gute Frage, die ich vielleicht noch gar nicht hinreichend reflektiert habe. Zunächst wollte ich mir selbst Klarheit verschaffen, was mein Leben in den verschiedenen Epochen bestimmt hat. Eine Veröffentlichung meiner Memoiren hatte ich eigentlich weniger im Sinn. Aus Versehen hat meine Assistentin das dem Verlag gemailt, als sie ein anderes Manuskript schicken sollte. Der hat Interesse gezeigt und wird es vielleicht veröffentlichen.

Nach Heidelberg sind Sie 1954 gekommen, als sie eine Buchhändlerlehre hinter sich hatten. Weshalb das kleine, beschauliche Heidelberg?

Meine erste Intention war, nicht nach Göttingen zu gehen, wo die ganze Klasse hinging. Zweitens: Romantische Vorstellungen von Heidelberg. Und drittens: Sehr viele Onkels hatten hier studiert und haben kräftig gedrückt, dass ich in Corps eintrete, in denen sie gewesen sind. Sie waren bitter enttäuscht, dass ich das nicht wollte.

Als Sie hier angefangen haben, gab es das Fach Politikwissenschaft noch nicht. Stattdessen studierten Sie Jura, Geschichte und Soziologie – und sind gleich in Ihrem ersten Semester zum großen Alfred Weber gegangen...

Weber fragte mich: „Welches Semester?“ – „Erstes.“ – „Hinaus!“ – Und ich war schon in der Tür, da sagte er: „Was haben Sie bisher gemacht?“ – Ich sagte: „Eine Verlagsbuchhändlerlehre.“ – „Das ist etwas anderes. Setzen Sie sich wieder.“ Und dann hielt er mir einen fünfminütigen Vortrag darüber, dass die deutsche Jugend nichts mehr taugt, weil sie keinen Sinn fürs Erwerbsleben habe. Mich aber würde er nun probeweise in sein Seminar aufnehmen.

Sie schreiben in Ihren Memoiren, dass Sie zwar Wein nicht sonderlich interessiert hat, Sie sich aber schnell der Hochschulpolitik gewidmet haben. Hatten Sie ein langweiliges Studentenleben?

Überhaupt nicht. Wein habe ich nicht etwa nicht goutiert, ich konnte ihn einfach nicht bezahlen. Ich lebte außerordentlich kärglich, obwohl ich immerhin ein Ebert-Stipendium bekam.

Wie sah sonst ihr Studentenleben aus, fernab von Hörsälen und Seminaren?

Ungeheuer busy. Ich kann mich nicht rühmen, dass ich sehr viele andere Dinge außerhalb der Universität getrieben

hätte, insbesondere keinen Sport. Ich habe Fächer gemacht, die ich eigentlich nicht unbedingt brauchte, die mich aber interessierten, vor allen Dingen Kunstgeschichte. Da habe ich fast mehr gemacht als in meinen ordentlichen Prüfungsfächern.

Wie stand es um die Frauen?

Es ging ja ziemlich schnell, dass ich eine Frau fand, und die habe ich heute noch. Im Studentinnenheim, wo ich auf eine Freundin wartete, kamen zwei Damen im Dunkeln die Treppe rauf. Die beiden Damen schimpften: „Das

habe ich an Nina Chruschtschowa geschrieben, die Frau des Sowjetchefs. Ich wurde vom Hochschulministerium einbestellt und angebrüllt. Wie ich dazu käme, nicht den Instanzenweg einzuhalten. Frau Chruschtschowa kümmerte sich um diese Sachen nicht. Sie hatte sich aber gekümmert und – offenbar auch geantwortet: Positiv bescheiden! Aber Bürokraten, die sich übergangen fühlen, sind beleidigt und verzögern dann. Ich hatte Glück, dass ein hoher Beamter des Auswärtigen Amtes sich auf einem Treffen an mich wandte: Seine Mutter liege im Sterben

Das war ein Sportereignis. Nur eine einzige hat mich getroffen. Meine Frau hat die Jacke in die Wäscherei gebracht. Und die Wäscherin sagte: „Sie sind so eine nette Frau. Was die Studenten Ihrem Mann antun, kann ich nicht verstehen.“

Trotz der Angriffe haben Sie kein „Ratzinger-Erlebnis“ gehabt. Der spätere Papst, anfangs eher liberal, hat 1968 geglaubt, es öffneten sich die Pforten der Hölle.

Ratzinger hat Tübingen relativ früh verlassen. Den eigentlichen Konflikt

Klaus von Beyme ist ein großer Geschichtenerzähler, auch seine Vorlesungen sind von Anekdoten gespickt. Zum Ende des Gesprächs verlangen wir von ihm knappe Antworten auf kurze Fragen.

Herr von Beyme, was bedeutet Ihnen Angela Merkel?

(überlegt lange) Ich bin in einer anderen Partei. Aber wenn ich die möglichen Alternativen in der Union sehe, finde ich sie relativ befriedigend, da sie befriedet. Allerdings auf wenig innovative Art.

Über den Dingen

Klaus von Beyme schreibt seine Memoiren. Der Politikwissenschaftler blickt zurück auf turbulente Zeiten in Heidelberg

Von Michael Graupner und Kai Gräf



ist ja unerhört, dass der Heidelberger Kreis uns nicht eingeladen hat.“ Daraufhin sagte ich im Dunkeln: „Dann lade ich Sie hiermit ein.“ – „Huch!“, kam es von den Mädchen. Als ich sie im Licht sah, merkte ich: Ich hatte keinen Fehler gemacht, es waren sehr hübsche Damen. Die eine ging darauf mit, als ich sie einlud. Die andere nicht. Ich musste mich am nächsten Tag nochmal bemühen, um diese zu treffen. Seither leben wir zusammen.

Zusammen mit Maja von Oertzen wollten Sie 1959 zu einem Studentenaustausch nach Moskau. Als nur Sie angenommen wurden, hat Maja gedroht, Sie brauchten sich nicht mehr blicken lassen, sollten Sie alleine gehen...

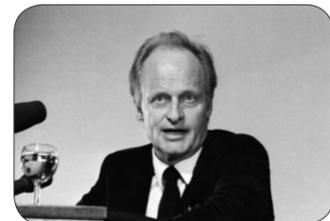
Na ja, sie hat damit gedroht, ich weiß nicht, ob sie es gemacht hätte. Ich hab ihr ja immer freundliche Briefe geschrieben und Gedichte gemacht. Aber in der Tat war es für sie hart, denn sie hatte das Ganze angeleiert. Nachdem ich angenommen war, Maja aber nicht,

und das benötigte Medikament gebe es nur in der Bundesrepublik. Da sagte ich: kein Problem – ein Visum für meine Frau, und ihre Mutter ist in fünf Tagen gerettet. Und so kam es dann auch.

Es ist nicht ihr einziger Aufenthalt in Russland geblieben. Sie sind vielfach in den Osten gereist, so oft, dass sowohl westliche als auch sowjetische Geheimdienste Sie beobachteten. In Prag haben Sie 1956 Ulrike Meinhof getroffen.

Ein nettes Mädels, mit der man gut diskutieren konnte. Aber dass sie so links war, war damals noch nicht erkennbar. Wir waren ja alle ein bisschen links, die sich dort versammelt haben.

Mit den Linken und „so“ Linken sind Sie als Professor in Tübingen in Konflikt gekommen. Ihr Institut wurde als erstes besetzt, Sie selbst während der Vorlesungen mit Eiern und Tomaten beworfen. Hat Sie jemals eine direkt getroffen oder konnten Sie immer ausweichen?



wie kein anderer. Davon, dass das unbenannte Institut einmal seinen Namen tragen soll, will er aber noch nie etwas gehört haben.

hatte ich mit einem wirklichen Liberalen, nämlich Hans Küng. Der war dafür, dass man mitbestimmt im Vatikan, aber bitte nicht bei ihm im Institut.

Der Konflikt von Bymes mit den 68er-Studenten ist ein Kapitel für sich. Obwohl er im Gegensatz zu vielen konservativen Kollegen für Mitbestimmung und Reformen eingetreten ist, hat man ihn mit Streiks und Hörsaalbestellungen nicht verschont. Gegen seine Berufung nach Heidelberg 1973 wurden Flugblätter verteilt.

Wieviel von den Protesten gegen Ihre Person war denn eigentlich berechtigt?

Das müssen andere sagen. Ich habe eine späte Genugtuung gehabt, als einer der Oberschreihälse, Wolf Schluchter, inzwischen Ökologie-Professor in Cottbus, mir später sagte: „Sie sind einer der zwei Leute, von denen ich was gelernt habe in der Uni.“ – Ich sagte: „Das hätten Sie mir damals mal erklären sollen, da war ich für Sie der letzte scheißliberale Heuler!“

Wenn Sie von Heidelberg in turbulenten Zeiten sprechen, wundert man sich heute. Heidelberg ist ein ziemlich verschlafenes Nest.

Genau genommen waren die turbulenten Zeiten natürlich nur die Zeit der Studentenrevolte. Danach war es aber nicht etwa ruhig – es gibt ja auch eine Unruhe, die geistig ist. Und da war Heidelberg immer ziemlich gut.

Noch immer?

Auch heute noch. Sonst wären wir ja nicht in den jeweiligen Umfragen so hoch eingeschätzt. Wir müssen uns nicht verstecken.

Was bedeutet Ihnen die Marstallstraße 6?

Das alte Institut? Ist mir außerordentlich nahe, und ich trauere ihm heute noch nach...

... und das „von“ in Ihrem Namen?

Nichts Besonderes.

... die SPD?

In der Typologie, die die Zeit aufgestellt hat, bin ich wahrscheinlich eher ein Intellekt-Sozi, identifiziere mich also nicht emotional total damit. Das hat den Riesenvorteil, dass ich nicht bei jeder Sache, die mir nicht passt, sofort aussteige und nicht mehr mitmache, wie etwa mein verstorbener Kollege Hennis.

... Maja von Oertzen?

Maja von Oertzen ist meine Frau – und das ist gut so.

Herr von Beyme, nächstes Jahr werden Sie achtzig. Wie alt möchten Sie werden?

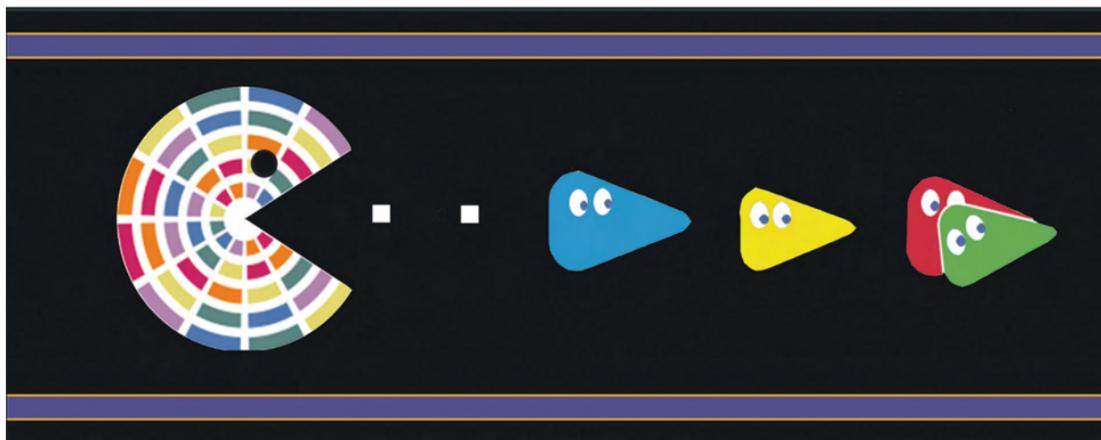
Nicht sehr alt. Hoffentlich gelingt es mir. Die Achtzig will ich schon noch erleben, weil in Heidelberg der Durchschnitt der Männer achtzig wird – und ich bin nicht gerne unter dem Durchschnitt. Aber ich muss nicht sehr lange über das Durchschnittsalter hinaus leben.

Eine letzte Frage: Das Heidelberger Institut für Politische Wissenschaft trägt noch keinen Namen. Wie bewerten Sie das Gerücht, dass es Ihren Namen tragen wird?

Meinen? Habe ich noch nie gehört. Finde ich auch nicht richtig. Verdient hätte diese Ehre der Gründer Carl Joachim Friedrich.

Die Zukunft der VS

Nach der Urwahl müssen StuRa-Gegner und -Befürworter das Kriegsbeil begraben



In einer umkämpften Urabstimmung hat sich der StuRa durchgesetzt.

Die Urabstimmung über das Modell der Verfassten Studierendenschaft ist entschieden, alle Spuren des Wahlkampfes wurden beseitigt: In Heidelberg wird der Studierendenrat (StuRa) kommen. Doch wie geht es nun weiter?

Als nächstes müssen die Vertreter des StuRa gewählt werden, denn laut Landeshochschulgesetz muss sich der Studierendenrat bis zum 31. Dezember 2013 konstituieren. Vorrangige Aufgabe der Arbeitsgruppe Verfasste Studierendenschaft (AG VS) ist deshalb zurzeit, die Studenten zu informieren. „Die Studierenden in den verschiedenen Fachbereichen müssen wissen, dass sie jetzt, auch als Einzelpersonen, kandidieren dürfen“, wie Kirsten-Heike Pistel aus der AG VS erklärt.

Nun müssen die einzelnen Fachschaften ihre Vertreter für den StuRa wählen. Anfangs greift das Studienfachschaftsregelmodell, damit die Fachschaften direkt mit der Arbeit beginnen können. Längerfristig können die Fachschaften sich dann eigene Satzungen geben, bei deren Gestaltung die AG VS zusätzlich zur Rechtsabteilung der Universität beratend zur Seite steht.

Man brauche sowohl Zeit, um die Listen aufzustellen, als auch für den Wahlkampf. Dies gelte insbesondere für die Hochschulgruppen. Sie können über Listen ihre Kandidaten zur Wahl stellen und bilden damit die zweite Komponente des Sturas.

Wenn der Termin zum Beispiel auf den Semesterbeginn gelegt werden würde, wären unbekanntere Gruppen im Nachteil, da sie keine Möglichkeit hätten, Wähler zu mobilisieren.

Gruppen, die sich neu gründen wollen, hätten zudem bei dieser ersten Wahl faktisch keine Chance. Dieser Effekt wird dadurch verstärkt, dass der prozentuale Anteil der Listenplätze im StuRa von der Wahlbeteiligung abhängt. Im Augenblick peilt man in Kooperation mit der Verwaltung einen Termin im November an.

„Wir wollen alle motivieren, sich zu engagieren. Wenn wir von Anfang an bunte Vielfalt wollen, brauchen wir etwas Vorlaufzeit“, so David Beyer von der AG VS. Aus diesem Grund befasst sich die AG ausführlich mit der Terminplanung.

Um all das zu organisieren, trifft sich der harte Kern der StuRa-Befürworter, bestehend aus etwa fünf Studenten, jeden Donnerstag im Zentralen Fachschaftsbüro. Weitere 15 Mitglieder arbeiten derzeit dezentral an verschiedenen Projekten.

Das scheint auf den ersten Blick wenig Beteiligung, doch auch Fachschaften und Hochschulgruppen bereiten sich auf die nächsten Wahlen vor. Thomas Rudzki von der Fachschaft MathPhys, die das Modell des Sturas unterstützt hatte, erklärt: „Das Wichtigste ist, dass man Leute findet, die mitarbeiten. Die Fachschaften müssen sich klar werden, welche Ziele sie mit der VS haben.“ Im Rückblick auf die Urwahlen sei die geringe Wahlbeteiligung für ihn enttäuschend gewesen, zumal es so viele Möglichkeiten gegeben habe, sich im Vorfeld zu informieren. Dass das StuPa die Wahl nicht gewonnen habe, sei schade, aber nun werde man sich eben mit dem StuRa-Modell arrangieren.

Diese Auffassung teilen die meisten Fachschaften und Hochschulgruppen, die das StuPa-Modell unterstützt haben. Gleichzeitig gibt es weiterhin Kritik am StuRa-Modell, nicht zuletzt hält sich hartnäckig das Gerücht, StuRa-Gegner würden erwägen, gegen die Satzung zu klagen. Der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) zum Beispiel äußert „Bedenken hinsichtlich der ausreichenden Berücksichtigung demokratischer Grundprinzipien“ und die Fachschaft Jura hält „bestimmte Punkte der StuRa-Satzung, insbesondere die Stimmstaffelung und die Sitzverteilung für die gewählten Listen für demokratisch unzureichend und damit für rechtlich äußerst bedenklich.“

Dennoch sind beide Gruppen gegen eine Klage, sondern dafür, ihre Kritik in einem „demokratischen Prozess“ zu verwirklichen, wie es die Juristen ausdrücken. Schließlich sei der StuRa von den Studenten demokratisch gewählt worden. Die Satzung hat, wie man nicht vergessen darf, die Prüfung der Rechtsabteilung der Universität bestanden. Gerade die ersten Sitzungen des StuRa versprechen daher spannend zu werden.

Einig sind sich also sowohl Gegner als auch Befürworter des Sturas darin, dass sie sich weiterhin aktiv in die Hochschulpolitik und die VS einbringen wollen. Bis dahin steht noch einiges an Arbeit, Organisation und Wahlkampf an, denn, wie Vinujan Vijeyaranjan aus der AG VS feststellt: „Die 17 Prozent Wahlbeteiligung von der Urabstimmung sind für den StuRa zu wenig.“ (jas)

„Das Rektorat muss jetzt etwas tun“

Fortsetzung von Seite 1: Eng und ekelhaft

Teile des Gebäudes müssen mit Holzbalken abgestützt werden, weil die Statik des ehemaligen Hotels schlecht ist. Bücherregale können nicht dort aufgestellt werden, wo sie praktisch sind, sondern müssen sich an die Wände drängen, da der Boden in der Mitte mancher Räume ihr Gewicht nicht tragen kann.

Immer wieder betont Mario, dass das Gebäude nicht barrierefrei ist. Wiederholt gab es im neuen Teil der Bibliothek Wassereinbrüche, seitdem schimmelt es im Gebäude. Im alten Teil des Gebäudes drückt das Wasser durch die an den Hang grenzenden Wände, auch hier schimmelt es.

„Das ist gefährlich für unsere Gesundheit“, sagt Mario. Zudem sei der neue Teil des Gebäudes schlecht belüftet. Das macht auch das Arbeiten, besonders im Sommer unerträglich, da es sehr schwül ist.

Alexander Matt, Leiter des Bauamtes der Universität, sagt: „Es ist schon irritierend, dass die Fachschaft nichts von den Plänen wusste, die ja bereits seit längerem mit der Fakultät diskutiert werden. Hier scheint es Defizite in der Kommunikation zu geben.“

Wann der Neubau fertig sein wird, kann Matt nicht sagen. Letzten Freitag wurde eine Studie, wie der Neubau aussehen könnte, vorgestellt. Wenn die Finanzierung des Projektes vom Land oder einem privaten Förderer steht, dauert es vier bis fünf Jahre bis das Gebäude fertig sein wird. Kurzfristig hofft die Universität auf eine Entlastung durch die Triplex-Sanierung welche 2015 beendet ist. Nach dem Umbau wird es dort doppelt so viele Lesesaal-Arbeitsplätze geben.

Die Universitätsleitung hat auch auf den Protest der Studenten reagiert. Die Universität möchte die Villa Krehl von



Wassereinbrüche soll es in der Bibliothek nicht mehr geben.

Letzten Winter stand das Wasser im Flur der Bibliothek und es tropfte von der Decke. „Wir haben hier keine Luxusprobleme, das Rektorat muss jetzt etwas tun“ fordert Charlotte Uhlig von der Fachschaft.

Die Mitglieder der Rechtsfachschaft um Mario sammelten Unterschriften, um Druck auf das Rektorat auszuüben. Über eintausendmal wurde ihr Brief an Rektor Eitel unterschrieben, mehr als fünfzig Prozent der Studenten beteiligen sich an der Aktion, welche auch von Professoren unterstützt wird.

Was die Studenten nicht wussten: Seit einem Jahr arbeitet das Bauamt der Universität an Plänen, den alten Teil des Gebäudes neu zu bauen.

der Stadt mieten, diese ist durch den Umzug der Schiller Universität in die Bahnstadt frei geworden.

Um die Schäden im Gebäude zu beheben, nimmt die Universität dieses Jahr circa 300.000 Euro in die Hand, dies sei das übliche Jahresbudget für das Gebäude. Damit können die Wassereinbrüche verhindert und der Schimmel eingedämmt werden. „Von dem Schimmel gehen keine Gesundheitsgefährdungen aus, die Wand ist trockengelegt und muss nun gestrichen werden“, behauptet Matt und gesteht, dass sowohl die Universitäten in Freiburg als auch in Tübingen ihren Studenten bessere Arbeitsplätze bieten. „Das muss sich ändern.“ (dom)



Angebote des Hochschulteams:

18.6. Lehrer im Ausland - Chancen und Perspektiven
ZfA Köln
Neue Uni, HS 09, 18:00 Uhr

03.7. Studium und kein Abschluss: Berufschancen ohne Examen
ZSW Uni HD und AA Heidelberg
Seminarzentrum D2, Bergheimerstr. 58
Gebäude 4311, 16:00 Uhr s.t.

09.7. Existenzgründer-Workshop
Dipl. Vw. Teichert
Agentur für Arbeit, Beginn 9:00 Uhr, ganztags
Anmeldung per E-Mail erforderlich!

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69 / 71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

 **Bundesagentur für Arbeit**

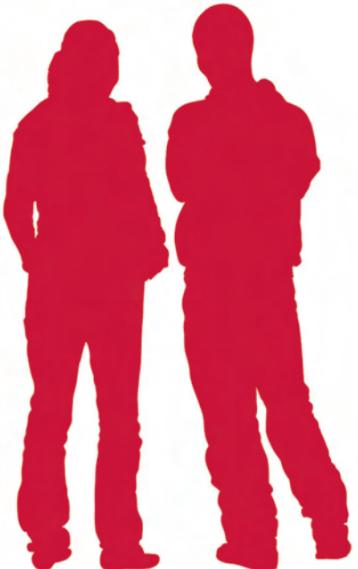
Blutspendezentrale Heidelberg 
Im Neuenheimer Feld 583 - Technologiepark -

Fürs Leben gerne Blutspenden

Spenden Sie zum ersten Mal bei uns?
Kommen Sie bitte mit einem gültigen Ausweis bis spätestens eine Stunde vor Spendenschluss, damit wir Sie umfassend und in Ruhe informieren können.

Spendezeiten:		
Montag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Dienstag	-	13:00 - 18:00 Uhr
Mittwoch	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Donnerstag	-	14:00 - 19:00 Uhr
Freitag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Samstag	(immer am 2. Samstag des jeweiligen Monats) 09:00 - 13:00 Uhr	

www.iktz-hd.de oder  650 510



Der Überlehrer

Die grün-rote Regierung plant eine Reform des Lehramtsstudiums, die viel fordert und dabei den Beruf mit Erwartungen überfrachtet

Von Ziad-Emanuel Farag und Kai Gräf

Zumindest kann man der grün-roten Landesregierung keinen mangelnden Ehrgeiz vorwerfen. „Wir werden die Qualität im Bildungswesen spürbar verbessern“, lautete das Versprechen im Koalitionsvertrag, und wenigstens angestoßen wurde eine Menge: Die verbindliche Grundschulpflicht ist abgeschafft, das Ganztagschulwesen ausgebaut, 42 Gemeinschaftsschulen an den Start gebracht. Das umstrittene G8 wird entschärft, ein Modellversuch ermöglicht das „entschleunigte“ Abitur in neun Jahren. Mehr soziale Gerechtigkeit, stärkere individuelle Förderung und die Inklusion behinderter Kinder

ins Regelschulwesen stehen als große Aufgaben noch aus.

Auf der anderen Seite drückt der Schuldenberg, und

entgegen der Wahlversprechen musste man 11 600 Lehrerstellen streichen. Damit es also nicht beim redlichen Bemühen bleibt, muss in Baden-Württemberg noch einiges geschehen.

Der große Wurf könnte die Reform der Lehrerausbildung werden – aber auch der große Fehlschlag. In welche Richtung die Entwicklung tendiert, lässt sich vielleicht schon bald sagen. Die Reform wird derzeit intensiv diskutiert, seit im März die Expertenkommission zur Lehrerbildung ihren Ergebnisbericht vorgelegt hat. Dass darin weitläufig aus dem Bericht einer Berliner Expertenkommission zum selben Thema zitiert wird, genügt schon, um konservative Beobachter misstrauisch zu machen. So oder so: Werden die Empfehlungen der Kommission umgesetzt, bedeutet das eine tiefgreifende Umgestaltung der Lehrerausbildung in Baden-Württemberg.

Zusammengefasst geht es um vier wesentliche Punkte. Erstens: Das alte Staatsexamen soll dem Bachelor/Master-System weichen. Das soll nicht zuletzt der sogenannten Polyvalenz dienen, also der Anschlussfähigkeit eines Bachelorstudiums auf verschiedenen Berufswegen. Zweitens: Im Zuge dessen sollen Universitäten und Pädagogische Hochschulen kooperieren und zum Beispiel die Masterphase gemeinsam ausgestalten. Drittens: In allen Lehramtsstudiengängen soll dabei eine sonderpädagogische Grundbildung verankert werden, um das Ziel der Inklusion verwirklichen zu können. Viertens: Die Lehrerausbildung soll in Zukunft nicht mehr wie bisher schulartenspezifisch, sondern nach der unterrichtenden Altersgruppe erfolgen. Es wird also künftig keinen Gymnasial-, Real- oder Hauptschullehrer mehr geben, sondern Lehrer für die Sekundarstufe I (bis zur zehnten Klasse) und Lehrer für die Sekundarstufe II (Oberstufe).

Genau dieser Punkt macht die Reform sehr teuer und damit unwahrscheinlich: Er bedeutet die Ausdehnung der Ausbildungsdauer für alle Lehrämter auf fünf Jahre. Damit aber muss auch die Besoldung angeglichen, sprich: die Besoldung der bislang geringer bezahlten Grund-, Haupt- und Realschullehrer angehoben werden. Das aber kostet Geld, vermutlich einige hundert Millionen. Geld, das im Landeshaushalt, in dem der Kultusetat mit mehr als neun Milliarden Euro etwa ein Viertel der Ausgaben einnimmt, derzeit fehlt.

Die Ausgestaltung der Reform ist ebenfalls noch nicht zu Ende gedacht.

Fraglich ist, inwiefern die Bachelor-/Masterumstellung „echte Polyvalenz“ bringt. In den Geisteswissenschaften liegt mit dem Staatsexamen ein angesehener Abschluss vor. Im Staatsexamen haben sie zudem nach der Zwischenprüfung das Recht auf einen Abschluss, der dem Master gleichwertig ist. Sie ist zwar kein Abschluss, dafür muss man aber nach dem Bestehen kein weiteres Zulassungsverfahren wie nach dem Bachelor durchlaufen.

„Im naturwissenschaftlichen Bereich ist der 50/50-Bachelor für das Lehramt ein offenes Problem“, gesteht Friederike Nüssel, Prorektorin für Lehre an der Universität Heidelberg, ein. Einen 50-prozentigen Chemie-Bachelor zum Beispiel gibt es nicht. Aus gutem Grund – auf dem Arbeitsmarkt werden nur Chemiker gesucht, die eine Promotion abgeschlossen haben. Ein Lehramtsbachelor würde also für den Arbeitsmarkt hier erst recht keine Perspektiven eröffnen. Der Master Chemie baut zudem auf einen 100-Prozent-Bachelor auf. Neue Möglichkeiten bietet die Bachelor-Master-Umstellung in keinem Fall. Dennoch steigt für die Studenten dadurch der Aufwand: Sie müssen eine zusätzliche Abschlussprüfung absolvieren. Der Arbeitskreis Lehramt urteilt daher: „Polyvalenz ist nicht mehr als ein Schlagwort. Der Zeitverlust durch sinnlose Bachelor-Prüfungen vor dem Examen ist ein Problem.“

Eberhard Keil, der Vorsitzende des Philologenverbandes, befürchtet angesichts der Anpassung der Lehramtsstudiengänge an die Bologna-Reform einen erheblichen Qualitätsverlust. „Der Bachelorstudiengang ist in seiner Substanz verfehlt, da er keinen arbeitsmarktauga-

lichen Abschluss enthält. Statt Qualität generiert er breites Unbestimmtes: Dilettantismus“, kritisiert Keil. Die Umstellung bedeute daher auch für Lehramtsstudenten eine Verschlechterung der Ausbildungsqualität.

Nicht einfacher ist die Verwirklichung der Inklusion. Sie soll allen Eltern die Wahl eröffnen, ob sie ihr behindertes Kind auf eine Regelschule oder eine Sonderschule schicken. Nicht nur in der Ausstattung der Schulen, auch in der Ausbildung künftiger Lehrkräfte müsste sich dann einiges ändern. Die Inklusion spielt bei der Lehrerbildung außerhalb des sonderpädagogischen Bereichs aktuell keine Rolle. Auch deshalb sollen Universitäten und Pädagogische Hochschulen künftig kooperieren. Daher sollen sie auch gemeinsam ein Konzept entwickeln, wie man die verschiedenen fachlichen und (sonder-)pädagogischen Inhalte gut miteinander verbinden kann. An der Universität Heidelberg gibt es jedoch dafür „bisher keine Planungen. Das ist vornehmlich ein Thema für die PH“, erklärt Friederike Nüssel.

Die Landesvorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in Baden-Württemberg, Doro Moritz, sieht ein generelles Problem: In ihren Augen sind „für die Umsetzung der Inklusion keine Ressourcen vorhanden“. Eberhard Keil wiederum hält eine Inklusion nur in Einzelfällen für sinnvoll und realisierbar. Aufgaben, die bislang von ausgebildeten Sonderpädagogen übernommen wurden, zusätzlich jedem Lehrer aufzulasten, führt für ihn in „verantwortungslosen Dilettantismus“. Glaubt man Keil, dann zeichnet sich an dieser Stelle auch ein Konflikt innerhalb der Regierungskoalition ab: Die SPD rücke vom Inklusionsziel ab, während die Grünen daran im Kern festhielten.

Generell läuft die Zusammenarbeit zwischen der PH und der Universität Heidelberg jedoch gut. Nach der Anhörung aller lehrerbildenden Institutionen im Land zeigt sich Gerhard



Das rote Kultusministerium gibt sich noch intransparenter.

Ob angesichts der vielen neuen Ansprüche eine Überfrachtung des Lehrberufs drohe und sich die Pädagogen mit den ihnen aufgelasteten Aufgaben überfordert fühlen könnten? Keine Stellungnahme.

es bereits Ideen für die Finanzierung der Reform? Keine Antwort. Dies passt zu Keils Einschätzung, dass man sich in der Regierungskoalition nicht einig sei.

„Dass an der Uni Heidelberg über das Lehramtsstudium gesprochen wird, dass ernsthaft erwogen wird, sogar Gremien dafür einzurichten, ist bereits eine Neuerung, von der man in den letzten zehn Jahren nicht einmal träumen konnte“, freut man sich indes beim Arbeitskreis Lehramt der FSK.

Die Umgestaltung der Lehrerausbildung bleibt das große Projekt der grün-roten Bildungspolitik. Der Ausgang ist völlig offen: Wenn es nicht gelingt, ein Eckpunktepapier noch vor der Sommerpause vom Kabinett zu verabschieden, ist es fraglich, ob in dieser Legislaturperiode überhaupt noch damit zu rechnen ist.

Bachelor und Master lösen das Staatsexamen ab

Von der Gemeinschaftsschule bis zur Inklusion: Lehrer sollen alles können

vhs!
Volkshochschule Heidelberg e.V.

Sommerprogramm 2013
reinschauen, auswählen, anmelden

0 62 21/911 911
www.vhs-hd.de

RHEIN-NECKAR-ZEITUNG
Schneller schlaauer.

Die RNZ...
... da ist was für euch drin!

UNIVERSITAS
Unsere Hochschuleseite alle 14 Tage

RNZZett
Das Freizeitmagazin immer donnerstags

Holt euch das E-Paper-Studentenabo

www.rnz.de

www.swhd.de

für dich
gibts gutscheine, sauberen strom und 100 euro e-bike zuschuss

Hol' Dir das Studenten-Starterkit. Da ist viel Heidelberg drin: Infos über Ökostrom, die Zuschüsse der Stadtwerke für ein Pedelec (100 Euro), die nächste Studentenparty (250 Euro) und viele Gutscheine. Einfach im ENERGIEladen in der Hauptstraße 120 anmelden und eine Studentenbescheinigung mitbringen.

stadtwerke heidelberg

Hexenjagd im Netz



Angriff der anonymen Masse: Gegen einen Shitstorm kann sich kaum jemand wehren.

In der deutschen Berichterstattung tauchte vor drei Jahren erstmals gehäuft ein Wort auf, das eines der unangenehmsten Internet-Phänomene beschreibt: „Shitstorm“. Gemeint ist eine Welle der Entrüstung. Sie geht mit extremen Reaktionen einher und verhindert die sachliche Diskussion. Nicht nur Firmen und Institutionen sind davon betroffen, sondern immer öfter auch Privatpersonen. Und obwohl der Name „Shitstorm“ zunächst harmlos klingt, ist das Phänomen für Betroffene alles andere als lustig.

Fürchten bereits große Unternehmen wie Nestlé und Dell die – teils begründeten – Shitstorms, so sind vor allem Privatpersonen davon besonders hart getroffen, weil sie alleine kaum

eine Möglichkeit haben, darauf zu reagieren. Und inzwischen sind bereits eine ganze Reihe von ihnen diesem Problem begegnet. Aktuelles Beispiel ist die ehemalige Dschungelcamp-Teilnehmerin Georgina Fleur, die auf einem Foto vor dem vom Hochwasser überfluteten Heidelberg posierte und damit eine Welle der Entrüstung hervorrief. Aber während auch sie den Protest selbst provozierte und als halbwegs prominente Person mit einer gewissen Resonanz auf ihr Verhalten rechnen muss, trifft es nicht selten völlig Unschuldige.

Traurige Berühmtheit erlangte etwa vergangenes Jahr der Fall der 15-jährigen Amanda Todd, die sich nach jahrelanger Hetze im Internet umbrachte. In

ihrem Fall wurde aus einem Shitstorm reines Mobbing. Ihr Fall erschütterte die Welt, obwohl Cybermobbing beileibe kein Einzelfall ist. Gelegentlich kommt es im Netz sogar zu Aufrufen zur Lynchjustiz, wie etwa bei jenem Emdener Berufsschüler, der im Mordfall der 11-jährigen Lena als Verdächtiger festgenommen worden war. Im Netz kam es darauf zu einer ganzen Reihe von Drohungen und Mord-Aufrufen, die dazu führten, dass er Selbstmord beging. Wenig später stellte sich heraus, dass er unschuldig war – und der Fall hatte sein zweites Opfer.

Auch die Heidelberger Studentin Sophie Herold hat am eigenen Leib erfahren, was Shitstorm bedeuten kann. Vor zwei Jahren nahm ihr Leben über Nacht eine so unerwartete wie unerfreuliche Wendung. Eines Morgens hatte sie hunderte Freundschaftsanfragen auf ihrer Facebookseite und ebenso viele E-Mail erhalten. „Ich war zunächst völlig erstaunt“, erklärt die heute 22-Jährige. „Dann hat mir eine Freundin den Link zu einem Blog geschickt. Dort hatte jemand einen Link zu meinem

Sophie Herold mit dem amerikanischen Blog in Verbindung gebracht wurde. Bald geisterte das Gerücht durch das Netz, der Blog stamme in Wahrheit von ihr. Schlagartig traf eine Flut von Nachrichten bei ihr ein. Einige positive von Ultrakonservativen, die ihre vermeintlichen Positionen unterstützten, die meisten aber negativ, darunter Beleidigungen und sogar Bedrohungen:

„Du bist eine dumme Fotze und ich hoffe, du brennst in der Hölle“, schreibt einer. Ein anderer äußert: „Ich hoffe, du stirbst einen langsamen und schmerzhaften Tod, und dein erstgeborenes Kind lernt nie lesen.“ Ein weiterer verkündet: „Ich werde dir so sehr die Scheiße aus dem Leib prügeln, dass dein Freund weint.“

Es offenbart sich die gefährliche Macht, die von der ungezügelten, kollektiven Wut im Netz ausgeht – und nun eine Unschuldige trifft.

In der allgemeinen Aufregung macht sich niemand die Mühe, das haltlose

In Shitstorms entlädt sich kollektive Wut im Internet – und trifft oft Unschuldige

Facebookprofil gesetzt. Den habe ich da zum ersten Mal gesehen.“ Der Blog hetzt übel gegen Homosexuelle. Auch werden Menschen geoutet, deren Familien und Freunde bisher noch nichts von ihrer sexuellen Orientierung wussten. Betrieben wird die Seite von einer Amerikanerin: Sophie Miriam Herold.

Die verhängnisvolle Namensähnlichkeit sorgte dafür, dass das Profil der deutschen

Gerücht zu überprüfen. „Nur wenige haben mich gefragt, ob dieser Blog wirklich von mir stammt“, erzählt Herold. Die Welle des Zorns traf sie völlig unvorbereitet. „Ich war zunächst völlig geschockt“, erzählt sie heute, „Dann bin ich zur Polizei gegangen. Die haben herausgefunden, dass der Link zu meinem Profil auf einem Rechner in Houston, Texas unter den Blog gesetzt wurde. Aber wer genau dahinter steckte, hat man bisher noch nicht herausfinden können.“

Ebenso unklar ist, wer wirklich hinter dem homophoben Blog steht. Hat die Verfasserin sich einen Namen als Pseudonym gesucht, ist zufällig auf Sophie Herold gestoßen und hat einen zweiten Vornamen hinzugefügt? Oder heißt sie wirklich so, und jemand ist bei der Suche nach ihrer Identität auf die falsche Sophie Herold gestoßen? Möglicherweise wird das nie geklärt werden.

Inzwischen hat die Mailflut nachgelassen. „Darüber bin ich natürlich sehr erleichtert“, sagt Sophie Herold.

In Zukunft will sie noch vorsichtiger als bisher in sozialen Netzwerken unterwegs sein. „Leider ist mein Bild immer noch mit diesem Blog in

Verbindung, weil es zwar auf der Seite, auf der es ursprünglich auftauchte, beseitigt, davor aber auch oft kopiert wurde“, erklärt sie. „Ganz aus dem Internet löschen wird man es wohl nie können.“ (mab)

Schutz vor Angriffen im Netz

Weil immer wieder Menschen zum Opfer von Shitstorms werden, gibt es Internetseiten, die sich auf den Schutz dagegen spezialisiert haben. Zum Beispiel soll die Web@ktiv-Versicherung vor Verleumdung, Beleidigung und Rufschä-

digung im Netz schützen. Sie hilft den Opfern, Schadensansprüche geltend zu machen und rufschädigendes Material zu entfernen. Sie informiert auch über rechtliche Risiken, wie das versehentliche Verletzen von Urheberrechten. (jok)

Pfandflaschen spenden

Pfandgeben.de ist eine Online-Plattform zur Vermittlung zwischen Leergutbesitzern und Pfandsammlern. Auf der Internetseite können Pfandsammler kostenlos per SMS einen Spitznamen, sowie ihre Stadt und einen Bezirk eintragen lassen.

Der Rest erfolgt selbstorganisiert: Wer sein Pfand abgeben möchte, erfährt auf der Internetseite die Handynummer von Pfandnehmern in seinem Stadtteil. Telefonisch wird dann geklärt, um wie viele Flaschen es sich handelt und ein Treffen vereinbart, um das Leergut zu übergeben.

Davon sollen beide Seiten profitieren: Die Pfandgeber müssen den Flaschenberg der letzten WG-Party nicht selbst zurückbringen und den Abholern wird die Suche nach Pfandflaschen erleichtert, die für viele ein regulärer Nebenverdienst ist.

Das soziale Projekt für finanziell Bedürftige wurde im Juli 2011 von Jonas Kakoschke im Rahmen des Studiengangs Kommunikationsdesign an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin entwickelt und seither mit ehrenamtlicher Unterstützung weiter betrieben. Während sich für Heidelberg immerhin sieben Einträge finden, sind in Berlin bereits Anmeldungen für über 40 Ortsteile verzeichnet. (jas)

Studieren ohne Lebensqualität

Eine aktuelle Studie zeigt: Bachelor und Master machen zwar nicht krank, aber unglücklich

Das Bachelor-Master-System steht im Verdacht, Studenten psychisch krank zu machen. Medien und Wissenschaft sprechen von stärkerem Leistungsdruck und mehr Stress bei Studenten. Aber was hat sich mit der Umstellung wirklich geändert?

Laut einer Studie der Universität Heidelberg leiden Bachelor-Studenten tatsächlich unter mehr Stress und sind im Durchschnitt unzufriedener mit ihrem Studium. Zu diesem Ergebnis kam die Studie bei einer Befragung von 400 Bachelor- und Diplomstudenten der Psychologie. Obwohl sie somit nicht für alle Studenten repräsentativ ist, werden für andere Studiengänge ähnliche Ergebnisse erwartet.

Als wichtigsten Grund für größeren Stress gibt die Studie gestiegenen Leistungsdruck an. So fließen im Bachelor von Beginn an beinahe alle Veranstaltungen in die Endnote mit ein. Die gestiegene Unzufriedenheit führt die Studie auf mangelnde Entscheidungsfreiheit zurück.

Die Wissenschaftler fordern deshalb mehr unbenotete Lehrveranstaltungen

und vor allem längere Regelstudienzeiten. „Viele Studenten lernen die Faszination am Studium überhaupt nicht mehr kennen“, weiß auch Rainer Holm-Hadulla, leitender Arzt der psychosozialen Beratungsstelle des Studentenwerks Heidelberg. Denn unter zu viel Druck von außen und mit zu wenigen Möglichkeiten, eigene Interessen zu entwickeln, entsteht keine Faszination.

Holm-Hadulla weist jedoch auch darauf hin, dass die Umstellung nicht nur Schlechtes mit sich gebracht, sondern auch vielen Studenten die Orientierung erleichtert habe. „Man hatte früher in manchen Studiengängen sehr hohe Abbrecherzahlen. Bei einigen hätten eine klarere Strukturierung des Studiums und rechtzeitige Prüfungen das Scheitern verhindert.“

Die Psychosoziale Beratungsstelle hilft jährlich etwa 2000 Studenten. Davon 800 bei einem persönlichen Gespräch vor Ort und weiteren 1200 über das Internet oder Telefon. „Viele Probleme, die ich sehe, sind nicht akademischer Natur“, sagt Holm-Hadulla.

Studenten suchen auch Rat wegen Beziehungsproblemen, Ängsten oder belastenden Lebensereignissen. Es ist oft die Mischung aus akademischem Stress

und privaten Problemen, mit denen Studenten nicht zurechtkommen. „Wenn der Tod oder die Krankheit eines Angehörigen mit einer stressigen Phase im Studium zusammenfällt, wird das dem Studenten zu viel.“

Wer aufgrund akademischer Probleme Hilfe sucht, leidet meist unter Prüfungsängsten. Da diese in den allermeisten Fällen aus mangelnder Vorbereitung rühren, sind sie leichter zu lösen.

Das Bachelor-Studium scheint also nicht krank zu machen. Allerdings gibt es Hinweise darauf, dass die neue Art zu studieren die Lebensqualität verschlechtert. Damit dieser Verdacht bestätigt werden kann, müssen nun repräsentative Studien erhoben werden. Auf ihrer Basis kann das Studium verändert werden, sodass es beides verbindet: Struktur und Faszination. (aju, sip)



Aus einer Musikanlage dröhnt „Who let the dogs out“. Dunkle Wolken, Betonbauten, Satellitenschüsseln machen jede Atmosphäre sofort zunichte. Dreißig muskelbepackte Männer laufen ein. Die Nationalhymne ertönt, nur spärlich erheben sich die Zuschauer von den Bierbänken und Sitzschalen. Vereinzelt wird mitgesungen. Dann erfolgt der Anpfiff zum Finale der 93. Deutschen Rugbymeisterschaft.

Austragungsort des diesjährigen Endspiels ist die Finanz- und Bankenmetropole Frankfurt. Verlassene Bürogebäude versperren allerdings den Blick auf „Mainhattan“. In unmittelbarer Nachbarschaft befindet sich der Frankfurter Hauptfriedhof. So trostlos die Umgebung, so trostlos ist auch die Resonanz zum Spiel. Gut 700 Personen sind gekommen, die, verteilt auf Bänke, zwei mobile Sitztribünen und einen Bratwurststand keine Stimmung aufkommen lassen.

Das mag unter anderem auch daran liegen, dass sich dieses Jahr mit dem Heidelberger Ruderklub (HRK) und dem Sport Club aus Neuenheim (SCN) zwei Teams aus der fünftgrößten Stadt Baden-Württembergs im Finale gegenüberstehen. Ein Stadtderby, knapp einhundert Kilometer von der Heimat entfernt. Diese Konstellation war bereits vor den Halbfinals abzusehen. Dort unterlag die Rudergemeinschaft

Jahre nachdem der Schuljunge William Webb Ellis bei einem Fußballspiel 1823 in der englischen Kleinstadt Rugby die drohende Niederlage damit abwenden wollte, dass er den Ball einfach ins gegnerische Tor legte. Auch wenn diese Geschichte eher ein Gründungsmythos ist, hat sie sich bis heute gehalten und der WM-Pokal trägt Ellis' Namen. Da der Sport in Heidelberg schnell

Fuß fasste, kann das Museum auf viele Anekdoten und Exponate zurückgreifen.

Zahlreiche Wimpel und handsignierte Trikots von der DDR-Auswahl bis zu einem Shirt vom besten Rugby-Spieler des letzten Jahrhunderts, dem Neuseeländer Jonah Lomu, zieren die Wände. Neben skurrilen Exponaten wie einer Vitrine eingerahmter Unterhosen des Deutschen Meisters von 1993, Victoria Lingen, schmückt die Gründungsflagge des Deutschen Rugby-Verbandes (DRV) aus dem Jahre 1900 den Raum. Das Prunkstück des Museums ist die Olympische Silberme-

der Stellung, die Rugby beispielsweise in Frankreich, Südafrika und vor allem Neuseeland inne hat. Im Land des aktuellen Weltmeisters werden die Nationalspieler, die „All Blacks“, noch mehr vergöttert als Fußballspieler oder Rennfahrer in Deutschland.

So kann man auch die Atmosphäre im Vorfeld des Finales in Frankfurt etwas besser verstehen.

Rugby besitzt in Deutschland immer noch den Status eines Amateursportes. Einer der wenigen „semi-professionellen“ Vereine in Deutschland ist der Heidelberger Ruderklub, der 1872 gegründet wurde. Eine eigenständige Rugby-Abteilung erhielt der Verein 1891, in einer Zeit, als Rugby hauptsächlich im Winter auf der Neckarwiese gespielt und im Sommer gerudert wurde. Seine herausragende Stellung hat der HRK maßgeblich dem gestiegenen finanziellen Engagement des Capri-Sonne-Unternehmers Hans-Peter Wild zu verdanken. Seit fünf Jahren zahlt

Neuenheim im Gegensatz zum HRK das Leistungsniveau nicht abhängig von großen Sponsorengeldern. Wie gut dieser Verein geführt ist, schlägt sich auch darin nieder, dass er mit 576 Mitgliedern der größte Verein Deutschlands ist. So kann der SC Neuenheim namhafte Spieler binden: Marten Strauch spielt in der deutschen Nationalmannschaft und Williams Portillo ist Nationalspieler in Paraguay. Angeführt wird das Team von Spielertainer und Nationalspieler Lars Eckert. Im hart umkämpften Halbfinale gegen die RG Heidelberg, bei dem es zum Schluss zu einer kleinen Schlägerei kam, gewann letztlich der SC Neuenheim mit 32:18. In der Mitte der zweiten Halbzeit wurde RGH-Spieler Michael Ahl ein Knie ins Gesicht gerammt. Er verlor daraufhin beide Schneidezähne. Nach einer langen und erfolgreichen Suche konnten sie ihm anschließend im Krankenhaus wieder eingeschraubt werden. Auch der SCN musste dem harten Spiel Tribut zollen: Williams Portillo brach sich den Fuß und auch Marten Strauch drohte auszufallen.

zum 5:0. In der fünften Minute gibt es für den SCN einen Einwurf in der Hälfte des HRK. Anstatt auszugleichen muss der SCN hier aber sogar nach einem Ballverlust das 10:0 durch Hendrik Van der Merwe hinnehmen. Nach acht Minuten kommt dann die Überraschung: Es steht nur noch 10:3, Tomàs van Gelderen verwertet den ersten Strafrtritt für den SCN sicher. Der SCN verliert seine Anfangsnervosität und geht entschlossener zu Werke. Raynor Parkinson vom HRK vergibt aber heute vier von sieben Erhöhungen und damit insgesamt acht Punkte. Auch sonst leistete sich der HRK einige Fehler. Das entging auch dem Trainer Kobus Potgieter nicht: „Wir haben heute kein gutes Spiel gezeigt.“ Doch seine Mannschaft ist auch an einem mäßigen Tag dem Gegner klar überlegen. Zur Halbzeit steht es 29:3. Dem SCN droht ein Debakel.

Die Stimmung ist durchwachsen. Neben wenigen HRK-Fans hört man während des Spiels am häufigsten den Schlachtruf „Wer nicht hüpf ist Offenbacher!“, stellenweise wird es obszön.

„Heidelberg ist seit jeher eine Rugbyhochburg“

Am Rande der Aufmerksamkeit

Rugby fristet in Deutschland ein Nischendasein. In Heidelberg hingegen hat der Sport eine lange Tradition

Von Ziad-Emanuel Farag und Michael Graupner



Heidelberg (RGH) dem SCN. Einzig der TSV Pforzheim unterbrach die Heidelberger Phalanx, musste sich aber erwartungsgemäß mit 9:51 dem Titelverteidiger HRK geschlagen geben.

Diese Vormachtstellung ist beileibe kein Zufall. „Heidelberg ist seit jeher die deutsche Rugby-Hochburg“, sagt Claus-Peter Bach, Vorstandsmitglied des SCN, der auch regelmäßig Besucher durch das Deutsche Rugbysport-Museum führt.

Rugby gelangte um 1850 in die Kurpfalz, als ein deutscher Lehrer den Sport aus England nach Heidelberg mitbrachte. Auf sein Betreiben hin wurde es in den Lehrplan des Neuenheim College aufgenommen. Gut dreißig

daillie aus dem selben Jahr – eine Zeit, in der der Sport noch einen anderen Stellenwert besaß. Derzeit fristet er ein recht trübes Dasein. Der DRV zählt im Moment knapp 14000 Mitglieder, sechsmal weniger als der Deutsche Schachbund. Ungefähr 2800 davon spielen in Heidelberg. „Besonders in der Jugendarbeit wird hier viel getan“, erklärt Claus-Peter Bach. So haben sich die fünf großen Heidelberger Vereine (neben dem HRK, dem SCN und der RGH gibt es noch die TSV Handschuhsheim und den Heidelberger Turnverein) auf alle Schulen „aufgeteilt“. Dort gehen sie regelmäßig in die Klassen oder leiten AGs.

Dennoch ist das kein Vergleich zu

Wild knapp eine halbe Million Euro jährlich an den HRK. Trotzdem sei der Verein wie „eine kleine Familie“, so der Teammanager des HRK, Alexander Wiedemann. Er selbst ist an der Wild Rugby Academy beschäftigt und im Verein so etwas wie „das Mädchen für alles“. Die Professionalität des Vereins wird allein daran bemessen, dass er alle seine Spieler und Trainer bezahlt. So erhält ein Topspieler bis zu 5000 Euro im Monat. Nichtsdestoweniger arbeiten Spieler auch als Gärtner, Schlosser oder geben zwei bis vier Tage die Woche den Rugby-Trainer in der Schule. Auch einige Studenten sind dabei. Wie bei vielen anderen Topclubs auch, spielen zahlreiche internationale Spieler beim HRK. Cheftrainer Kobus Potgieter kommt aus Südafrika. Seit Kurzem ist er zudem Trainer der deutschen Nationalmannschaft. Der HRK ist seit 2010 ununterbrochen Deutscher Meister und möchte in Frankfurt nun seinen vierten Titel in Folge erringen.

Ganz anders geht es zu beim SC Neuenheim: Hier gibt es keinen großen Sponsor, der den Spielern Gehälter zahlen kann. „Alle unsere Spieler spielen ehrenamtlich. Einige aus der ersten Mannschaft trainieren jedoch Jugendmannschaften und erhalten dafür 720 Euro – im Jahr.“ In anderen Sportarten ist eine Aufwandsentschädigung von 1800 Euro im Jahr keine Seltenheit. Entsprechend familiär geht es hier zu. Eine konsequente und gute Jugendarbeit zeichnet den Verein besonders aus. Daher ist beim SC

Die beiden Spiele in der Vorrunde gegen den HRK verlor man bereits mit 0:42 und 7:38. Dementsprechend räumte der Co-Trainer des SCN, Uwe Schwager, vor dem Finale am Freitag ein, dass man der krasse Außenseiter sei. Man wolle das Spiel in der ersten Halbzeit offen gestalten und in der zweiten Halbzeit punkten.

Als die beiden Mannschaften einlaufen, sieht auch der Laie sofort, wie viel durchtrainierter die Spieler des HRK sind. Der Ruderklub hat Heimrecht und läuft in seinen blauen Trikots auf. Eine Farbe, die auch sonst der SC Neuenheim trägt. Doch aufgrund mangelnder Auswärtstrikots müssen die Spieler des SCN in den grünen Trikots des HRK spielen: Auch das zeigt die Unterschiede zwischen den beiden Vereinen auf.

Der SC Neuenheim hält taktisch gut dagegen: In der Defensive verschieben sie klug und versuchen so, ihren Gegner zu stellen. Mit dabei ist auch Marten Strauch, der rechtzeitig fit geworden ist. Doch die physische Überlegenheit des HRK sorgt dafür, dass der SCN daraus kaum Kapital schlagen kann: Die Spieler des HRK sind schneller und stärker. So ergeben sich für sie schnell Überzahlsituationen, mehrere Spieler des SCN versuchen oft vergeblich, die Spieler des HRK vor dem Pass zu tacklen: Der Ball läuft so schnell durch die Reihen des HRK und er erzielt nach zwei Minuten den ersten Versuch

In der zweiten Halbzeit versackt das Spiel, der SCN versucht mit allen Mitteln, eine zu hohe Niederlage zu verhindern während der HRK das Ergebnis verwaltet: Erst in der 60. Minute erhöht Artur Zeiler auf 34:3. In der 70. Minute wird der Sportclub endlich belohnt: Pascal Drugemüller fängt in der eigenen Hälfte ein Abspiel des HRK ab und läuft trotz eines Tacklings des HRK direkt in die Endzone. Nach einer Erhöhung von Tomàs van Gelderen steht es 34:10. Schließlich muss sich der SCN mit 41:10 geschlagen geben. Kapitän Lars Eckert zeigte sich trotz

der Niederlage mit der Saison zufrieden: „Wir haben dieses Jahr eine neue Mannschaft geformt. Ich bin stolz auf das Erreichte. Wir wussten, dass es dieses Jahr und heute ganz schwer wird. In zwei Jahren sind wir dann wieder konkurrenzfähig.“

Ins Bild des wenig feierlichen Rahmens passte die Siegerehrung: Der SCN bekam als Auszeichnung für die Vizemeisterschaft nur einen Blumenstrauß aus einem Handschuhsheimer Blumenladen. Insgesamt sei das Spiel jedoch sehr fair verlaufen, wie die Schiedsrichter in ihrer Anprache umringt vor den Spielern erklärten. Die Spieler des SCN erkannten die Leistung des HRK an und applaudierten bei der Übergabe des Meisterkranzes. Die Siegerehrung fand schmucklos wie bei einem Freizeitturnier mitten auf dem Platz statt.

Meisterschaft ohne Glanz



Faire Rivalen: Die Spieler des SCN applaudieren für die Sieger vom HRK.

Salatkopf to go

Urbane Gärtner bauen Obst und Gemüse an, das sich jeder mitnehmen darf – und soll



Auch vor den Breidenbach Studios wächst in Körben, Säcken und Kisten frisches Obst und Gemüse zum Selbernten.

Es ist ein Dienstagabend, einige Mitglieder der Gruppe Essbares Heidelberg sitzen schon im selbstverwalteten Studentenhause der Pädagogischen Hochschule, dem sogenannten Zep, zusammen. Auf dem Tisch steht eine große Schüssel Spaghetti, jemand hat selbstgemachtes Bärlauch-Pesto mitgebracht. Während nach und nach die restlichen Teilnehmer der wöchentlichen Sitzung eintrudeln, erklären die Anwesenden schon einmal allen Neuen und Interessierten, worum es geht.

„Wir suchen im Stadtgebiet von Heidelberg nach ungenutzten Grünflächen, auf denen wir Obst und Gemüse anpflanzen können“, erklärt Manuel und nimmt sich noch Nudeln. „Dass dann mitten in der Stadt plötzlich was wachsen kann, das finden wir toll!“

Doch es soll nicht nur wachsen – es soll auch jeder etwas davon haben, zumindest theoretisch. Das Prinzip Urban Gardening sieht vor, dass Passanten an den Beeten in ihrer Umgebung jederzeit ernten können und das auch tun. Der erste Salatkopf ist schon vom Beet verschwunden – eine Nachricht, die in der Gruppe Begeisterung auslöst. „Das ist der Idealfall: Jemand läuft vorbei, sieht unser Gemüse und nimmt sich was mit, einfach so!“, freuen sich die Hobbygärtner.

Um so möglichst vielen Menschen zu kostenlosem Salat zu verhelfen, sind sie ständig auf der Suche nach neuen Flächen, auf denen sie ihre Idee verwirklichen können. Ist ein Beet gefunden und die Genehmigung vom Besitzer eingeholt, geht die körperliche Arbeit los. „Die meisten Flächen sind total verwildert und müssen zuerst mit viel Mühe von Unkraut und Gestrüpp befreit werden – und wir sind ja alle keine Gärtner“, erklärt Manuel. Drei Beete hat die Gruppe aus Studenten, Berufstätigen und Rentnern dieses Jahr schon bepflanzt, weitere stehen in Aus-

sicht. Erde, Saatgut und Gartengeräte sind zum größten Teil Sachspenden. Mit einem Waffelverkauf auf dem Wochenmarkt in der Weststadt haben sich die Mitstreiter von Essbares Heidelberg inzwischen zusätzlich eine finanzielle Grundlage geschaffen. Außerdem ist eine Vereinsgründung geplant, nach der dann auch ein Spendenkonto eingerichtet werden soll.

Die Rückmeldungen von Passanten sind überwiegend positiv, die Idee des gemeinschaftlichen eigenen Gartens in der Öffentlichkeit kommt gut an. Nur vereinzelt äußern Skeptiker schwache Bedenken, ob das Gemüse denn überhaupt essbar sei – immerhin liegen die meisten Beete nicht weit von stark befahrenen Straßen entfernt. Mit diesem Kritikpunkt kann die Gruppe offenbar gut leben, immerhin ist niemand gezwungen, ihren Ertrag zu konsumieren und viele private Gärten haben ähnliche Probleme. Auch der naheliegende Vorwurf der fehlenden Effizienz kann die Motivation und gute Laune der Gruppe nicht trüben. „Effizientes Wirtschaften ist überhaupt nicht unser Ziel. Wir wollen die Menschen mit unseren Beeten zum Nachdenken bringen.“

Nachgedacht wird über Urban Gardening in Heidelberg zur Zeit an vielen Stellen. Nicht nur verschiedene Initiativen wie die Solidarische Landwirtschaft, die gemeinnützige Gärtnerei Wildwuchs oder die studentische Lebensmittelkooperative Appel un' Ei arbeiten an neuen Konzepten, auch im Gemeinderat ist das Thema bereits angekommen.

Dort haben Generation HD, Grüne und Bunte Linke bereits im vergangenen Jahr einen Antrag gestellt, in dem Flächen für Urban Gardening im Stadtgebiet von Heidelberg gefordert werden. Angedacht war ein Projekt am Großen Ochsenkopf, einer seit zehn Jahren brachliegenden Fläche im

Stadtteil Wieblingen, die früher bereits kleingärtnerisch genutzt wurde. Bei der Abstimmung im Dezember sprachen sich 18 Gemeinderatsmitglieder für das Projekt aus, 19 dagegen, drei enthielten sich. Gründe für die Gegenstimmen seien in erster Linie mangelndes Interesse der Bürger und Angst vor einer Etablierung des eigentlich temporären Projekts gewesen, die mittelfristig einer wirtschaftlichen Nutzung des Geländes im Wege stehen könnte. Auch unter Umständen anfallende Kosten für die Stadt hätten viele abgeschreckt, so Stadtrat Derek Cofie-Nunoo von Generation HD, der den Antrag initiiert hat.

Am 24. Juli, nach Ablauf der benötigten sechs Monate, soll nun erneut über den Antrag abgestimmt werden. Cofie-Nunoo hofft auf ein positives Ergebnis: „Wir haben sichtbar und erlebbar gemacht, dass Urban Gardening auch in Heidelberg gefragt ist. Außerdem sind wir inzwischen sehr gut vernetzt und haben viel positive Resonanz erhalten.“

Die urbanen Gärtner von Essbares Heidelberg wollen mit ihren Beeten helfen, das Interesse der Bürger am Selbermachen und -ernten zu steigern. Inzwischen ist das Bärlauch-Pesto leer, die Sitzung jedoch noch lange nicht vorbei. Auf der Liste steht unter anderem noch die Organisation von Wildobsttouren in den Stadtteilen, bei denen auf allerlei Essbares am Wegesrand aufmerksam gemacht wird.

In Sachen Nachhaltigkeit sind all die Beete und Aktionen natürlich nur Tropfen auf den heißen Stein, das ist auch den Mitgliedern von Essbares Heidelberg bewusst. Sie schöpfen ihre Motivation aus der Lust am Selbermachen, dem Spaß an körperlicher Arbeit nach einem langen Tag am Schreibtisch und der Hoffnung, den ein oder anderen Passanten zum Nachdenken zu bringen. So können sie vielleicht doch etwas bewegen – sei es auch nur im Kleinen. (len)

Hässlichste Orte Heidelbergs, Teil 7:
Unterführung Altstadtbahnhof



Nette Toilette

Schnell vom Fahrrad abgesprungen und den Knopf des Aufzugs gedrückt. Es ist 16:59 Uhr, in einer Minute kommt die Bahn nach Osterburken. Mach schon, Aufzug! Endlich öffnen sich die Türen: „Bahnsteig“ ertönt es aus den Lautsprechern des Aufzugs.

16:59 Uhr und 20 Sekunden. Alles geschieht im Zeitlupentempo. Auch wenn ich fünf Mal auf den Knopf mit dem Pfeil nach unten drücke, der Fahrstuhl lässt sich nicht hetzen. Unten angekommen öffnen sich die Türen des Fahrstuhls nur langsam, ich helfe etwas nach. Die Unterführung des Altstadtbahnhofs. Ich sprinte aus dem Fahrstuhl und da erfasst es mich.

Ein Gemisch aus Moorleiche und kühlem Stein, mit einem Hauch von Urin. Mir wird schlecht. Patsch patsch macht es, wenn meine Stiefel den Boden berühren. Ist das Wasser oder...? Der Uringeruch wird stärker.

16:59 und 40 Sekunden. Das flackernde Licht des Aufzugs am anderen Ende der Unterführung gruselt mich ein wenig. Ich strecke die Hand aus, um den Knopf mit dem Pfeil nach oben zu drücken, halte aber kurz inne. In der Ecke neben dem Knopf entdecke ich Salzablagerungen an Wand und Boden und ich meine, die Quelle des Uringeruchs gefunden zu haben. Die Toilette der Obdachlosen. Ich wünsche

mir augenblicklich Gasmasken und Dampfstrahler.

Mit meinem Ellenbogen versuche ich umständlich den Knopf des Aufzugs zu betätigen. Während der Fahrstuhl im Zeitlupentempo herunterfährt, höre ich wie die S-Bahn einfährt. Die Türen gehen auf und ich muss die Luft anhalten.

Nachts fahren keine S-Bahnen, hier ist es geschützt, der perfekte Ort zum schlafen, das Klo gleich nebenan. Im Fahrstuhl kämpfe ich gegen meinen Atemreflex an und versuche, den undefinierbaren Schleim an Wand und Fußboden zu ignorieren.

Punkt 17:00 Uhr. Froh, wieder frische Luft atmen zu können, stolpere ich aus dem Aufzug heraus und drücke verzweifelt auf einem Türkopf der S-Bahn herum. Nichts passiert. Die S-Bahn zieht an und lässt mich einfach so stehen.

Ich setze mich auf eine Bank, hole mein Handy raus und wähle 06221 5829999, die Hotline „Saubere Stadt“. „Gemeinsam für ein sauberes Heidelberg“, so steht es auf der Homepage der Stadt Heidelberg. Eine freundliche Stimme meldet sich mit den Worten: „Amt für Abfallwirtschaft und Stadtrei...“ Ich lasse sie gar nicht erst ausreden und beschwere mich: „Wegen Ihnen habe ich meinen Zug verpasst!“ (sha)

Ein Protegé des OB?

Fortsetzung Seite 1: Nichts für Buchhändler

Mit der akademischen Qualifikation hatte die Entscheidung der Stadträte laut Zumbruch wenig zu tun. In der Stellenausschreibung wurde praktische Erfahrung als Alternative zu wissenschaftlicher Ausbildung akzeptiert. Wie lässt sich die Neubesetzung dann erklären?

„Zumbruch wurde von manchen als Protegé des Oberbürgermeisters gesehen“ erklärt Stadträtin Christina Essig. Er beriet Eckart Würzner vor fünf Jahren während seines Wahlkampfes. Im Gegenzug stampfte Würzner die Stelle des Kreativbeauftragten aus dem Boden – die Stadträte erfuhren aus der Zeitung von der Besetzung. Doch hinter der aktuellen Entscheidung steckt kein verletzter Stolz. Immerhin verlängerten die zunächst übergangenen Damen und Herren in den letzten Jahren Zumbruchs Werkvertrag zweimal in einer offiziellen Entscheidung.

Trotzdem: „Die Würfel waren schon vorher gefallen“, glaubt Zumbruch. Ohne Rücksprache wurde sofort auf eine geheime Abstimmung gedrängt, nachdem die Vorstellung der beiden Bewerber beendet war. Politisches Kalkül? „So könnte man das interpretieren.“

Frank Zumbruch erhielt während der letzten zweieinhalb Jahre von offizieller Seite Zuspruch. Die lokale Kreativszene lernte ihn lieben. Aktuell macht sogar ein offener Protestbrief der Kreativwirtschaftler die Runde. Zumbruch vermutet, dass die öffentliche Aufmerksamkeit, die ihm zukam, für Teile der Kommunalpolitik zu viel war. Parteübergreifend kann man sich nun auf eine unbekannte Kreativbeauftragte freuen. Ohne lästiges politisches Couleur, oder Anhängerschaft. (heh)

Einem Kommentar lest Ihr ab Mittwoch auf www.ruprecht.de



Zumbruch: „Die Würfel waren schon vorher gefallen.“

IHR SPEZIALIST FÜR
TINTE, TONER UND PAPIER

HCS

DRUCKERZUBEHÖR + TINTENTANKSTELLE

Seit August 2011
Poststraße 4
69115 Heidelberg

gegenüber Carreé/Taxistand
ehemals Horn Citystore im Carreé

Öffnungszeiten:
Mo-Mi 10:00 - 19:00 Uhr
Do+Fr 10:00 - 19:00 Uhr
Sa 10:00 - 17:30 Uhr

www.hcs-heidelberg.de
Telefon: 06221/453417

Wir freuen uns auf Ihren Besuch - Susanne und Karl Schoch mit Team

Welche Ziele hast du für dein Leben?
Was packst du davon schon im Studium an?

Mach mit bei der großen Studierendenbefragung!

Du erhältst, wie alle Studierenden deiner Universität, im Juni per E-Mail die herzliche Einladung, an einer Online-Befragung zu diesen Themen teilzunehmen.

Das HIS-Institut für Hochschulforschung in Hannover führt diese Befragung durch. Sie wird vom Bundesbildungsministerium gefördert und von der Universität unterstützt.

Nähere Infos:
Gesche Brandt
g.brandt@his.de
Tel.: 0511/1220-409

www.facebook.com/Grosse.Studierendenbefragung

HIS Hochschul-Informationssystem GmbH | HIS-Institut für Hochschulforschung
Goseriede 9 | 30159 Hannover | www.his-hf.de

Angriff der Klonkrieger?

Endlich ist es Forschern gelungen, humane embryonale Stammzellen zu klonen. Doch mit geklonten Menschen ist auch in absehbarer Zukunft nicht zu rechnen

Es ist 2004. Die Forschergemeinde befindet sich in hellem Aufruhr. Der Südkoreaner Hwang Woo-suk hat gerade seine Ergebnisse veröffentlicht. Ihm sei es gelungen, durch Klonen embryonale Stammzellen zu erzeugen.

Ein großer Durchbruch zur Therapie bisher als unheilbar geltender Krankheiten schien gegeben – doch die Ernüchterung folgte schnell. Die Publikation wurde als Fälschung enttarnt. Jetzt, neun Jahre später, ist es wieder soweit.

Der amerikanische Forscher Shoukhrat Mitalipov und sein Team geben an, aus somatischen Zellen embryonale Stammzellen geklont zu haben. Wieder ist die Aufregung groß – vor allem, da den Forschern unnötige Fehler in ihrer Publikation unterliefen. Bildduplikate lassen andere Gutachter an der Seriosität des Papers zweifeln. Wiederholt sich also die Geschichte?

Die Ergebnisse werden weithin akzeptiert und das Forscherteam nahm zu den Anschuldigungen bereits im renommierten *Nature Magazine* Stellung. Nichtsdestotrotz werden so allgemeine Fragen über Forschung aufgeworfen.

1997: Ein großer Medienrummel entsteht um das Klonschaf „Dolly“. Es war der erste große Durchbruch bei dem Versuch, mehrere genetisch identische Individuen zu erzeugen. Seither wurde dies bei vielen weiteren Tieren erfolgreich durchgeführt, 2007 sogar beim Rhesusaffen – von Mitalipov selbst. Ein lebendiger Affe wurde dabei allerdings nicht erzeugt. Lediglich sich selbst teilende embryonale Stammzellen konnten gewonnen werden. Embryonale Stammzellen sind im Gegensatz zu adulten Stammzellen pluripotent. Dies bedeutet, dass sie in der Lage sind, sich in jegliche mögliche Zellart eines Organismus zu entwickeln, seien es Haut-, Leber- oder

sogar Herzzellen. Hiervon verspricht man sich vor allem therapeutische Ansätze, bei denen ganze Organe erschaffen oder geheilt werden können. Diese würden vom Immunsystem des Patienten nicht abgestoßen, da sie aus dessen eigenen Zellen gewonnen wurden. Das bedeutete einen großen Vorteil in der klinischen Anwendung.

Bei der Gewinnung der Stammzellen wird ein Verfahren namens „Somatischer Zellkerntransfer“ angewandt. Somatische Zellen sind alle Zellen des Körpers, aus

denen keine Geschlechtszellen – beim Menschen Spermium und Eizelle – entstehen können. Aus einer solchen Körperzelle wird der Zellkern entnommen und in eine unbefruchtete

Spendereizelle injiziert, der zuvor der eigene Zellkern entnommen wurde. Setzt man die künstlich erstellte Eizelle nun gewissen Wachstumsfaktoren aus, so entwickelt sie sich wie ein Embryo, geht in ein Mehrzellstadium über und kann in seltenen Fällen – wie bei Dolly – sogar zu einem kompletten Organismus heranreifen.

Das Ziel der Forschung ist es aber, den künstlichen Embryo bereits zuvor aus einem bestimmten Mehrzellstadium

in einzelne Zellen zu zerlegen. Dieser Prozess ist der ethisch fragwürdigste. Er bedeutet gleichzeitig den Tod des zuvor künstlich erzeugten Embryos.

Dem Forscherteam um Mitalipov gelang dies nun erstmalig mit humanen Zellen. Dazu waren kleine Veränderungen im Experimentaufbau nötig. Unter anderem dem Wachstumsmedium zugesetztes Koffein trug zum Erfolg bei. Koffein erhält den meiotischen Zellzyklusarrest aufrecht, es stabilisiert also eine bestimmte Phase der Zellteilung. Schlussendlich fördert es dadurch die Entwicklung des künstlich erschaffenen Embryos.

Aus einem bestimmten Mehrzellstadium, der Blastozyste, können dann die embryonalen Stammzellen gewonnen werden. Erfolg war auch bei humanen Zellen abzusehen. Der große Aufruhr um die Ergebnisse des Forscherteams entstand daher vorrangig aus den aufgetretenen Fehlern.

Dennoch scheint sich die Vorgeschichte von 2004 nicht zu wiederholen. Mitalipov selbst spricht in einem Brief an *Nature* beschwichtigend: „Die Ergebnisse sind echt, die Zelllinien sind echt, alles ist echt.“ Der Eklat kam vor allem durch das ungewöhnlich schnelle Gutachten der Ergebnisse auf. Das Magazin *Cell*, in der Mitalipov die Experimente publizierte, prüfte die Ergebnisse innerhalb von nur drei Tagen. Normalerweise dauert dieser „peer review“ genannte Prozess deutlich länger. Als Mitalipov 2007 seine am Rhesusaffen erfolgreichen Ergebnisse ein-

sandte, musste er ganze sechs Monate auf die Veröffentlichung warten. „Wir sind ein vertrauenswürdiges Labor. Wir haben bereits ehrliche Ergebnisse hervorgebracht“, argumentiert der Forscher im auch Hinblick auf die Vergangenheit des Forschungszweiges.

Dennoch zeigt dieser Vorgang, dass in der Forschung ein außerordentlich harter Wettbewerb stattfindet. *Cell* ist eine Zeitschrift mit sogenanntem high impact. Der impact factor ergibt sich aus den Zitationen eines Magazins geteilt durch die darin veröffentlichten Artikel. *Science* und *Nature* sind die Forschungsmagazine mit dem wohl größten Einfluss. Publiziert ein Forscher in diesen Journals, erhält er mehr impact points als in anderen Magazinen. Anhand dieser Punkte wird unter anderem die Qualität einer Forschungsgruppe beurteilt. Im Endeffekt geht es im Wissenschaftsbetrieb also darum, von anderen Forschungsgruppen möglichst oft zitiert zu werden. Diese Chance ist in bekannten Magazinen deutlich höher.

Eine weitere Methode, die Transdifferenzierung, umgeht die Reprogrammierung in das pluripotente Stadium komplett. Zellen entwickeln sich dabei durch eine Behandlung mit speziellen Wachstumsfaktoren zu gänzlich anderen Zellen. So können im Labor aus Hautzellen bereits Hirnzellen gewonnen werden. Dies spart vor allem kostbare Zeit und bietet so noch größere Vorteile. Der Erfolg der Transdifferenzierung konnte bereits mehrfach experimentell nachgewiesen werden. Sollte diese Methode in Zukunft noch bessere Ergebnisse hervorbringen als bisher, dürfte sie künftig wohl das Mittel der Wahl werden. (dag)

Neuere Untersuchungen zeigen aber, dass die Zitationsrate sogar in den Magazinen abnimmt, deren Einfluss als sehr groß eingeschätzt wird. Eventuell muss eine neue Einordnung stattfinden. Wichtig ist daher auch, wie zügig die Wissenschaftler arbeiten und wie viel sie publizieren. Insgesamt lastet daher ein erheblicher Druck auf allen Forschungsgruppen, ihr Überleben zu sichern. Das Einwerben von Drittmitteln, die benötigt werden, um ihre Forschung aufrechtzuerhalten, ist eng an die Qualität ihrer Publikationen geknüpft. Sogar die Honorierung der Professoren erfolgt an manchen Universitäten anhand ihrer Publikationsliste. Aufmerksamkeit spielt somit eine wichtige Rolle.

Die Situation erinnert an einen Hamster im Laufrad: Das Rad soll ständig mit hoher Geschwindigkeit angetrieben werden. Fragwürdig bleibt dabei, ob die Forschung einer Arbeitsgruppe auf einem konstant hohen Niveau erhalten bleiben kann.

Trotz allem scheinen die Ergebnisse diesmal tatsächlich echt zu sein. Die aufgekommenen Zweifel konnten durch die Erklärungen Mitalipovs größtenteils ausgeräumt werden. Eine gewisse Skepsis jedoch bleibt, ebenso wie eine letzte Frage: Sind die Ergebnisse überhaupt der erhoffte große Durchbruch?

Nein. Inzwischen gibt es bereits Methoden der Stammzellgewinnung, die ohne Spendereizelle und das ethisch fragwürdige Zerlegen eines Embryos auskommen.

Eine davon stellt die Nutzung sogenannter induzierter pluripotenter Stammzellen (iPS) dar. Vor allem Hautzellen werden bei dieser Methode in einen quasi embryonalen Zustand zurückversetzt. Dazu

werden die Zellen durch die Behandlung mit Reprogrammierungsfaktoren zurück in ein pluripotentes Stadium versetzt. Offen ist derzeit noch, ob die so erzeugten Stammzellen vollständig reprogrammiert sind.

Mitalipov vergleicht derzeit iPS und die von ihm erzeugten embryonalen Stammzellen. Die Ergebnisse werden mit Spannung erwartet.

Eine weitere Methode, die Transdifferenzierung, umgeht die Reprogrammierung in das pluripotente Stadium komplett. Zellen entwickeln sich dabei durch eine Behandlung mit speziellen Wachstumsfaktoren zu gänzlich anderen Zellen. So können im Labor aus Hautzellen bereits Hirnzellen gewonnen werden. Dies spart vor allem kostbare Zeit und bietet so noch größere Vorteile. Der Erfolg der Transdifferenzierung konnte bereits mehrfach experimentell nachgewiesen werden. Sollte diese Methode in Zukunft noch bessere Ergebnisse hervorbringen als bisher, dürfte sie künftig wohl das Mittel der Wahl werden. (dag)

„Die Ergebnisse sind echt, die Zelllinien sind echt, alles ist echt“

Stammzellen (iPS) dar. Vor allem Hautzellen werden bei dieser Methode in einen quasi embryonalen Zustand zurückversetzt. Dazu

werden die Zellen durch die Behandlung mit Reprogrammierungsfaktoren zurück in ein pluripotentes Stadium versetzt. Offen ist derzeit noch, ob die so erzeugten Stammzellen vollständig reprogrammiert sind.

Mitalipov vergleicht derzeit iPS und die von ihm erzeugten embryonalen Stammzellen. Die Ergebnisse werden mit Spannung erwartet.

Eine weitere Methode, die Transdifferenzierung, umgeht die Reprogrammierung in das pluripotente Stadium komplett. Zellen entwickeln sich dabei durch eine Behandlung mit speziellen Wachstumsfaktoren zu gänzlich anderen Zellen. So können im Labor aus Hautzellen bereits Hirnzellen gewonnen werden. Dies spart vor allem kostbare Zeit und bietet so noch größere Vorteile. Der Erfolg der Transdifferenzierung konnte bereits mehrfach experimentell nachgewiesen werden. Sollte diese Methode in Zukunft noch bessere Ergebnisse hervorbringen als bisher, dürfte sie künftig wohl das Mittel der Wahl werden. (dag)



Grafik: dag

Die Illusion der Freiheit

Fortsetzung von Seite 1: Der Lebendige Geist in Ketten

Seit dem Bekanntwerden (und anschließenden Scheitern) dieses Vorhabens betreibt die *Tageszeitung* gemeinsam mit Transparency International und Studentenvertretungen das Projekt hochschulwatch.de, das derartige Kooperationen öffentlich machen möchte.

Nach dortigen Informationen bezieht die Uni Heidelberg jährlich mehr als vier Millionen Euro aus privatwirtschaftlichen Quellen. Dies entspricht etwa fünf Prozent des jährlichen Budgets. An der Uniklinik machen gewerbliche Drittmittel sogar fast ein Drittel des Jahresbudgets aus.

Doch neben wirtschaftlichen Interessen spielt auch der Klerus eine Rolle in der Hochschullandschaft: Vor allem in Bayern, aber beispielsweise auch in Freiburg und Münster darf die katholische Kirche im Rahmen sogenannter Konkordate zwischen Land und Heiligem Stuhl bei der Berufung einiger Hochschulprofessuren ihr Veto gegen die Personalentscheidung der Universität einlegen. Dieses Recht beschränkt sich aber nicht nur auf Professuren in der Theologie, wie man zunächst meinen könnte.

Sogenannte Konkordatslehrstühle gibt es auch in den Fächern Philosophie, Pädagogik, Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft. Erst nach öffentlicher Kritik und einer Verfassungsklage erklärten bayerische Bischöfe kürzlich, ihr Vetorecht künftig ruhen zu lassen.

Doch obwohl diese Umstände bereits ein recht düsteres Bild der wissenschaftlichen Unabhängigkeit hierzulande zeichnen, muss die Ausgangsfrage, wie kritisch Wissenschaft und Lehre gegenüber ihrem Auftraggeber sein können, noch weiter gefasst werden.

Erst vor kurzem kritisierte die Studentenvertretung der Pädagogischen Hochschule Heidelberg in einem offenen Brief an die Leitung einen drastischen Fall der Einflussnahme. Bei einem von der Landeszentrale für politische Bildung angebotenen Seminar „Mit Zivilcourage gegen islamistischen Extremismus“ trat als Kooperationspartner ausgerechnet das Landesamt für Verfassungsschutz auf. Den Studenten gegenüber hielt man diesen Umstand nicht für erwähnenswert.

Zu oft wird vernachlässigt, dass der Hauptfinanzier der Universitäten nach wie vor der Staat ist. Es sind in erster Linie seine Gelder, auf die die Hochschulen angewiesen sind, und

so beugt sich ihre Lehre auch hier dem Willen der nährenden (öffentlichen) Hand. So muss letztlich sogar bezweifelt werden, ob Universitäten überhaupt zu mehr als einer Replikation bestehender gesellschaftlicher und politischer Muster in der Lage sind. Zu mehr als bloßer Systemaffirmation, die sich im Licht ihrer proklamierten Unabhängigkeit den Anschein kritischer Wissenschaft gibt.

Der Status Quo ist nicht alternativlos

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
 während der Semesterferien und semesterbegleitend
 * für Anfänger und Fortgeschrittene * kleine Arbeitsgruppen
 * soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit * erfahrene Dozenten
 * anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
 gemeinnütziges Bildungsinstitut
 69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
 www.heidelberg-paedagogium.de

Es sind die 19. Heidelberger Literaturtage. Wie jedes Jahr soll, da das Montpellierhaus Mitorganisator ist, ein Schriftsteller aus der südfranzösischen Stadt dabei sein. Doch nach 19 Jahren scheint das ganze Schriftstellerkontingent dort erschöpft. Das Ganze? Nein! Eine kleine Gruppe wurde bisher konsequent übersehen: die Comiczeichner. Das ist dieses Jahr anders. Mit Guy Delisle haben sich die Organisatoren nun endlich einen von ihnen ins Boot geholt. Da rümpft das bürgerliche Publikum kurz die Nase, was soll das denn nun,

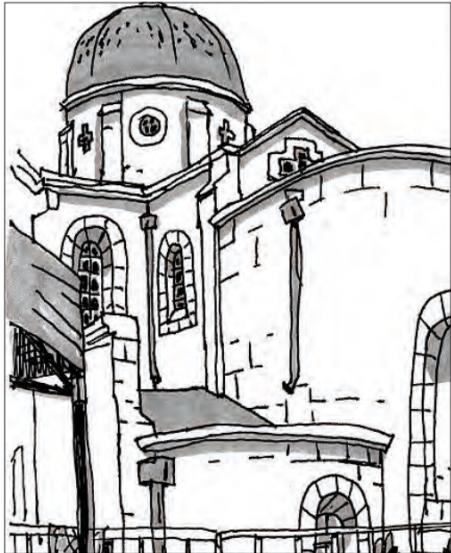
man denke da nur an „Persepolis“ und seinen phänomenalen Erfolg auch bei uns. Kunst mit politischer Botschaft sozusagen, das sieht man immer gern.

Guy Delisle, der Mann des Abends, passt ganz gut in diese neue Generation „erwachsener“ Comiczeichner (obwohl inzwischen jeder wissen sollte: auch „Astérix und Obélix“ sind nicht nur interessant für Kinder). Der gebürtige Frankokanadier hatte eigentlich plastische Kunst in Toronto studiert, bevor er begann, für ein Animationsstudio zu arbeiten. Berühmt wurde er mit etwas anderem. Comics.

Nordkorea kam er der Arbeit wegen, nach Birma und Jerusalem mit seiner Frau, die bei Ärzten ohne Grenzen arbeitet. Das sei viel besser, sagt er. Er könne bloß leben, beobachten, fragen, ohne den Druck eines Journalisten. „Ich muss nichts produzieren und wenn es doch dazu kommt, ist es schön.“ Meist weiß er im Vorhinein sehr wenig über die Länder, in die er reist. So kann er unvoreingenommen fragen, und weil er kein Journalist ist, und noch dazu, wie in Birma oder Israel, ein Kind dabei hat, erzählen die Leute gern. Sogar

Von meiner ersten Reise nach China war kaum etwas übrig geblieben.“ Er fängt an, seine Tage in Stichworten zu beschreiben und denkt sich: Das könnte man auch zeichnen. Sehr gut sogar. So funktioniert es seitdem: Im Ausland schreibt er, zu Hause beginnt er zu zeichnen. Mit der Hand, eine Seite pro Tag. Fotos macht er inzwischen auch, aber wenige. Meist, um sich kleine Details an Gebäuden zu merken, die in der Endfassung nur im Hintergrund auftauchen. Menschen

Jerusalem durchziehen. Jetzt, da er nicht mehr im Ausland lebt, weil die Kinder zu groß sind, zeichnet er sie einfach. Das ist kein bisschen weniger interessant oder amüsant als seine Reiseberichte, kuriose Situationen gebe es überall. Da bietet er seinem Sohn die Kettensäge an oder mokiert sich über die stümperhaften Zeichnungen seiner kleinen Tochter: „Und du sollst mein Erbe antreten?!“ – „Anleitung für schlechte Väter“ nennt sich das Ganze dann. Texte und Zeichnungen sind ihm



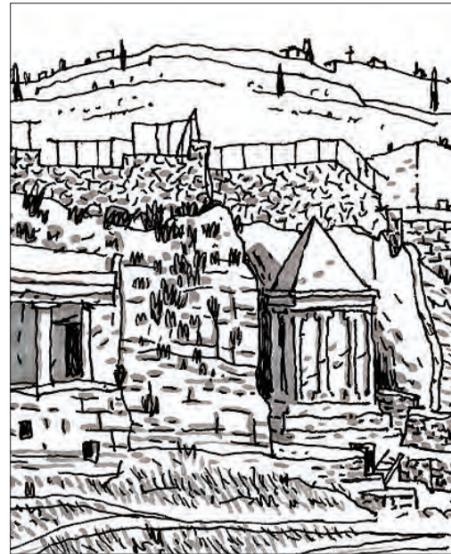
Ohne Worte

Comics halten Einzug in die Literaturszene. Spießier sehen rot

Comics sind für Kinder, oder doch zumindest Randgruppen. Oder kennt man das hier, dass sich erwachsene, seriöse Menschen in der Bahn kichernd über ihren Comic beugen? Warum eigentlich nicht? In anderen Ländern, Frankreich und Belgien allen voran, ist das längst gang und gäbe. Und auch hier scheint sich das Blatt langsam zu wenden. Comics heißen nun „Graphic Novels“ und werden ernst genommen,

„Shenzhen“, „Pjöngjang“ und „Birma“, sind Reiseberichte in gezeichneter Form. Sein letztes Ziel: Jerusalem, wo er ein Jahr mit Frau und Kind lebte. Für diese „Aufzeichnungen“ bekam er 2012 auf dem großen Comifestival in Angoulême den Preis für den besten Comic. Viel mehr kann man nicht erreichen als Zeichner. Der Vorteil Delisles: Er reist nicht, um einen Comic daraus zu machen. Nach China und

in Pjöngjang, so sagt er, sei man einigermaßen offen gewesen. Natürlich nicht in Bezug auf Politik. Aber als Kollegen beginnen, Fotos zu machen und Videos zu drehen, hält sie keiner davon ab. Delisle macht keine Fotos. Er beobachtet lieber. Von einem Freund schaut er sich ab, Notizen zu seinen Tagen zu machen. „Er konnte mir immer sagen, schau, an dem Tag haben wir dies und das gemacht, ich hatte alles vergessen. Sogar die größeren Sachen.



fotografiert Delisle nie, das verkrampfte das Gespräch sehr schnell, sagt er. Dass all die Länder, über die Delisle bisher Comics gemacht hat, Länder mit politisch schwierigen Situationen, ja teilweise sogar Diktaturen sind, ist nicht der Grund, weshalb er sie beschreibt. Er zeichnet, was er interessant findet, und das ist oft eben einfach: der Alltag. Die Kontrolle am Flughafen, die Klos. Aber auch: Drogenabhängige in Birma, die unendlichen Mauern und Zäune, die

gleichermassen wichtig. Während die Comics über seinen Sohn Louis ganz ohne Worte auskommen, schwallt er seine Kinder in der „Anleitung für schlechte Väter“ mit ganzen Wortwasserfällen zu. Auf das Zusammenspiel komme es an, sagt er, das mache den Comic schließlich interessant.

Es ist ein Glück, dass Montpellier nicht genug Romanschriftsteller hat, um die Literaturtage auf ewig zu füllen. So kommen die Comiczeichner zu Wort. (avo)

In Farbe und bunt

Eine Ausstellung der Sammlung Prinzhorn zeigt die Kunst von Louis Marcussen

Oberidiot. Das ist der Titel der aktuellen Ausstellung im Museum Sammlung Prinzhorn. Wenigstens ist es der jüt-ländische Ursprung des Künstlernamen Ovariaci, den sich der Däne Louis Marcussen während seiner Schaffenszeit im vergangenen Jahrhundert gab. Noch bis zum 4. August werden seine Werke zum Thema Transformation und Reinkarnation im Gebäude der Psychiatrischen Klinik Heidelberg zu sehen sein. Themen, die Ovariaci in 56 Jahren als Insasse psychiatrischer Anstalten beschäftigten.

Die Menge reptilienartiger Frauenkörper und femininer Tierportraits lässt erahnen, wie stark er die Weiblichkeit bewunderte. Seine weiblichen Figuren wirken fabulös bis göttlich und offenbaren, was der Wunsch, sein Geschlecht zu ändern, für Ovariaci bedeutete. Die Ausstellung glänzt durch die Nähe, die sie zwischen Ovariacis Leben, seinen Phantasien und den Besuchern bringt. Selbst der intime Moment, in dem er sich den Wunsch, eine Frau zu sein, erfüllt, hat sich in Leinwand gesogen. „My

liberation day“ zeigt eine Frau mit Hammer und Meißel.

Unter dem Titel „Transformation und Rollenspiel – Werke von Ovariaci und andere queere Kunst“ greift die Ausstellung auch die Vorstellung anderer Künstler zu Geschlechtlichkeit auf. Allerdings wirken die Werke bei schwachem Licht und dunklen Dielen bedrückend, fast bedrohlich. Wer Pink und Popmusik erwartet, wird enttäuscht.

Queer ist übrigens kein Rechtschreibfehler, sondern benennt die Anfang der 90er Jahre in den USA entstandene Theorie, derzufolge geschlechtliche Identität nicht angeboren sei.

In diesem Sinne zeigen die Werke der Ausstellung die Vielfalt von Sexualität und illustrieren die Kritik an der gängigen Einteilung in männlich und weiblich oder homo- und heterosexuell.

Wenn feminine Gesichter mit markantem Schnurrbart den Beobachter fragen lassen: Was denn nun? So müsste die Antwort im Sinne der Queer-Theorie lauten: Beides, alles, nichts. (heh)



Bilder: Marcussen Ovariaci, Aarhus/Dänemark

Aufgeführt

Wild, laut und unbequem

Mit „Die Räuber“ gelingt dem Club Spezial eine lebhaft und tosende Inszenierung des Sturm-und-Drang-Klassikers

Zunächst nicht für die Bühne gedacht, wurde Friedrich Schillers „Die Räuber“ 1781 als Lesedrama veröffentlicht. Es sollte jedoch nur ein Jahr dauern bis das kraft- und stimmungsgeladene Stück seinen Weg mit großem Erfolg auf die Bühne fand. Unter Leitung von Nike-Marie Steinbach wird das Drama derzeit im Zwinger-Theater aufgeführt.

Schillers „Die Räuber“ zählt zu den bedeutendsten Werken des „Sturm und Drang“. Das Drama behandelt eine Vielzahl von Themen. So geht es unter anderem um den Konflikt zwischen Geschwistern, die Rebellion gegen Gesetz und Elternhaus, die erste große Liebe und um freundschaftliche Treue.

Mit viel Getöse und großer Leidenschaft widmen sich die sieben 17- bis 22-jährigen Darsteller des Clubs Spezial der Interpretation dieses Klassikers für die moderne Bühne.

Schillers Stück dreht sich um das Schicksal zweier ungleicher Brüder, Karl und Franz, die sich in einem erbitterten Kampf um die Liebe und das Erbe ihres Vaters, des Grafen von Moor, gegenüberstehen. Durch eine ausgeklügelte List gelingt es dem eifersüchtigen Franz, seinen Bruder Karl in die Verbannung zu treiben. In seiner Verzweiflung schwört Karl einer

Räuberbande als deren Hauptmann ewige Treue.

Im Laufe der Handlung verstrickt sich Karl immer tiefer in die Intrigen und Gewalttaten der Bande. So kehrt er schließlich, von Gewissensbissen und der Sehnsucht nach seiner Verlobten Amalia geplagt, in die Heimat zurück. Wie in einer Kettenreaktion folgt nun ein tragisches Ereignis auf das andere: Begonnen mit dem Selbstmord des Bruders und dem

Keiner bleibt von dem mitreißenden Trubel auf der Bühne verschont

Tod des Vaters, gipfelt das Stück in Amalias tragischen Todeswunsch, der ihr von ihrem geliebten Karl gewährt wird. Zuletzt schwört auch Karl dem Leben als Räuberkönig ab, um sich dem Gesetz zu stellen.

Sowohl die Verzweiflung und der Schwermut des Protagonisten Karl als auch die Heiterkeit und die Unbekümmertheit der gesetzlosen Räuberbande finden in dem mitreißenden Durcheinander dieser oftmals verworrenen Inszenierung Platz. Weder Publikum noch Schauspielern werden in den 75

Minuten des durch seine ohrenbetäubende Lautstärke oft unbequemen Stücks eine Atempause gegönnt. Nichts bleibt von dem Trubel auf der Bühne verschont, nicht einmal das aus einem gewaltigen Haufen Müll bestehende Bühnenbild. Jede Requisite findet schließlich ihre Bestimmung und Zerstörung im Laufe des wilden, oftmals stürmischen Stücks.

In dieser kraftgeladenen und turbulenten Inszenierung des Clubs Spezial wird dem Geist des Sturm-und-Drang-Meisterwerks zweifellos gebührend Rechnung getragen.

Zwar sorgt der Verlauf der Handlung und die verwirrende Doppel- und Dreifachbesetzung der Schlüsselrollen immer wieder für Verwirrung, jedoch fügt sich dieser Umstand nahtlos in die schwindelerregende und chaotische Natur der Inszenierung.

Die nächste und letzte Möglichkeit, Schillers Klassiker „Die Räuber“ in einer Club-Spezial-Inszenierung auf sich wirken zu lassen, bietet sich am 4. Juli. Jedoch seien all jene Zuschauer gewarnt, die sich auf einen eher besinnlichen und bequemen Theaterabend freuen. Denn das Stück verspricht auch beim nächsten Mal wieder, alles andere als langweilig zu werden und die Zuschauer in einem Sturm von lauten und hitzigen Wortgefechten mit sich zu reißen. (aju)



Achtung, Fertig, Predigt!



Amerikaner lieben große Autos, Häuser und Hamburger. Mittlerweile finden sich vielerorts in den USA Kirchen, die diesen Trend fortzusetzen scheinen: sogenannte Megachurches

Von Jasmin Miah aus Asheville, NC

Auf der Bühne befindet sich eine Leinwand, auf der ein Countdown die letzten Sekunden runterzählt. Die Band, der Chor und die Sänger sind bereit. Dann geht es los. Schlagzeug und E-Gitarre setzen ein und das Publikum wird aufgefordert: „Put your hands together!“ Einer wirklichen Aufforderung bedarf es eigentlich nicht,

denn überall in der Halle sieht man sich zur Musik bewegende Menschen mit in die Luft gestreckten Händen. Alle singen begeistert die Lieder mit, deren Texte ebenfalls an die Leinwände projiziert werden. Es ist die Stimmung eines Rockkonzerts, dabei befinde ich mich bei einem Sonntagsgottesdienst in den USA.

Die Biltmore Baptist Church in Arden, im US-Bundesstaat North Carolina ist eine Megachurch, eine Kirche, die weitaus mehr bietet, als nur die Möglichkeit zum Beten. Hier gibt es neben Coffee Shop und Buchladen auch ein Kinderkino. Das Worship Center, der Ort, wo der Gottesdienst stattfindet, bietet Platz für über 2000 Menschen. An einem Wochenende wird die Kirche von bis zu 6000 Kirchgängern besucht und die Zahl steigt stetig, denn Megachurches erfreuen sich in den USA immer größerer Beliebtheit.

Eine Kirche wird dann als Megachurch bezeichnet, wenn wöchentlich mindestens 2000 Menschen die Gottesdienste besuchen. In den USA soll es derer inzwischen über 1600 geben. Vor allem in den Südstaaten und Kalifornien ist dieses Phänomen weit verbreitet.

An dem Wochenende, an dem ich die Biltmore Baptist Church besuche, regnet es in Strömen. Meine Sorge, ob das die Menschen wohl vom Besuch der Kirche abhält, wird schon auf dem Parkplatz vernichtet. Begrüßt werden wir, wie bei einer Massenveranstaltung, von mehreren freiwilligen Helfern, die uns den Weg zu unserem Parkplatz weisen. Dort angekommen habe ich einen guten Blick auf das Gebäude,

das mit einer europäischen Kirche gar nichts mehr gemein hat. Was ich sehe, wirkt wie eine riesige Lagerhalle ohne jeglichen ästhetischen Anreiz. Im Inneren erinnert auch nichts an das typische Bild einer Kirche, dafür aber an ein Einkaufszentrum. Gleich am Eingang befindet sich der Coffee Counter und bei einem Rundgang durch das Gebäude fällt vor allem eines auf: es ist extrem groß. So bin ich auch nicht mehr wirklich überrascht, als ich das Worship Center betrete und vor mir tausende Sitzplätze und eine dementsprechend ausfallende Bühne betrachte.

Der Gottesdienst selbst ist sehr modern gestaltet und die Menschen sind leger gekleidet. Am Anfang singt die Gemeinde drei Lieder. Ein Mix aus Rock- und Countrymusik lädt zum Mitsingen ein und die Sänger beeindruckt mit teils ausgezeichneten Stimmen. Einem kurzen Gebet folgt ein weiteres Lied und daraufhin die rund 40-minütige Predigt von Pastor Bruce Frank. Die Predigt ist teils sehr traditionell und nicht anders als in Deutschland, wird aber auch durch Medien unterstützt. So soll ein Video, das aus mehreren Filmclips zusammen geschnitten ist, die Gemeinde in Stimmung bringen. Gut fünf Minuten lang sehen wir Szenen aus „Coach Carter“, „The Blind Side“, „Gegen jede Regel“ und so ziemlich jedem anderen emotionalen Sportfilm, den die USA zu bieten hat. Sehr sentimental, sehr mitreißend, sehr amerikanisch eben. Überraschend ist für mich, dass keine Bibeln für die Predigt zur Verfügung stehen, die wichtigen Bibelverse können wir jedoch an den Leinwänden mitlesen.

Pastor Bruce Frank erklärt mir in einem freundlichen Gespräch, dass er gerne hier arbeite. Seit fünf Jahren sei er nun in Arden und fände diese Art von Kirchen nicht schlechter als kleinere Gemeinden. „Natürlich ist es gut, wenn sich alle untereinander kennen, doch

auch in einer kleinen Gemeinde ist das kaum möglich. Schon bei mehr als 100 Mitgliedern kann man nicht alle persönlich kennen“ und deshalb gebe es in der Biltmore Baptist Church sogenannte Connect Groups, erzählt Frank. Die Connect Groups sind klein und in bestimmte Altersgruppen oder nach Familienstand eingeteilt. Die Leiter der Gruppen sind diejenigen, die im ständigen Kontakt mit den Gruppenmitgliedern und dem Pastor stehen und somit als Bindeglied fungieren. Das wichtigste sei, dass sich die Menschen untereinander kennen, nicht dass der Pastor jeden kennt, glaubt Frank.

Diese Ansicht teilen auch viele der Mitglieder. Vor allem die Jugendlichen, mit denen ich gesprochen habe, kommen wegen des Gemeinschaftsgefühls und der vielen Angebote für sie in die Kirche. Die 15-jährige Meagan Ledvert sagt, dass alle ihre Freundinnen auch in diese Kirche gingen und sie hier außerdem viele neue Freunde gefunden hätte: „Gerade weil die Kirche so groß ist, kann man hier viele nette Menschen kennenlernen. Genau das gefällt mir hier.“ Anna Combs, 16, die seit mehreren Jahren auch als Freiwillige in der Kirche arbeitet, fügt hinzu, dass „die Atmosphäre in so einer großen Kirche einfach besser“ sei. Der Gottesdienst sei viel energetischer und emotionaler als in anderen Kirchen, so Combs.

Viele der Jugendlichen schätzen die Bibelgruppen, die Connect Groups und die Missionsarbeit. Diese Woche gibt es auch eine Beach Week, in der die Jugendgruppen nach Myrtle Beach in South Carolina fahren werden.

Das große, vielseitige Angebot wird von den Mitgliedern der Gemeinde sehr geschätzt und die Kritik an Megachurches können sie nicht nachvollziehen.

Tanja Schär, eine Austauschstudentin aus der Schweiz, kann den Megachurches jedoch nicht viel Positives abgewinnen. „Teilweise hatte ich das Gefühl, dass die einzige Übereinstimmung mit unseren Gottesdiensten und Kirchen der Glaube an Gott und das Lesen aus der Bibel war.“ Schär kritisiert vor allem den Marketingaspekt der Kirche und dass einfach alles „a little too much“ sei. Claire Drummond, eine Studentin aus der Gegend, findet die Kommerzialisierung ebenfalls problematisch. Sie meint, dass das den Eindruck erwecke, die Kirche wolle einem Gott aufzwingen. „Vor allem das Video mit den Filmausschnitten zeigt doch, dass sie es einfach übertreiben und alles tun, um einen von Jesus zu begeistern. Mit dem Glauben direkt hatten die Clips ja nichts zu tun.“

Diese Kritik ist berechtigt, aber man kann nicht bestreiten, dass das große Angebot der Megachurches sie attraktiver macht. Obwohl die Kirchen auch in den USA mit abnehmenden Mitgliederzahlen zu kämpfen haben, genießen Megachurches steigenden Zulauf. Und eines muss man zweifelsfrei anerkennen: der Gottesdienst war definitiv unterhaltsamer als in Deutschland.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der **ruprecht** versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Philipp Fischer

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de

www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Arne Schoch (acs), Alexandra Jurecko (aju), Annika Kasties (aks), Anna Wüst (amw), Anna Vollmer (avo), Corinna Lenz (col), David Grommisch (dag), Dominik Waibel (dom), Jakob Szypulka (jak), Josie Kerstan (jok), Janina Schumacher (jas), Jin Jussi (jin), Kai Gräf (kgr), Marlene Kleiner (len), Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Margarete Over (mov), Natalie Bonz (nab), Philipp Fischer (pfi), Paul Eckartz (pme), Sandra Hadenfeldt (sha), Thomas Leurs (tle), Ziad-Emanuel Farag (zef)

Freie Mitarbeiter: Frederic Weichel (fwe), Henrik Hirschberg (heh), Simon Probst (sip), Vicky Otto (vio)

Korrespondentin: Jasmin Miah (jam)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 145: 7. Juli 2013

Personals

kgr: Was ist wichtiger, die Personals oder der Text? / alle: Die Personals natürlich!

col@pfi: Was macht ihr da eigentlich? **pfi@col:** Ich dachte du passt auf und lernst was!

kgr: Dieser neue Buchladen spezialisiert sich auf Philosophie und andere abwegige Dinge.

dom (mittwochs beim Seitenbauen): Finalt ihr schon?

mgr@zef: Lass uns mal ab jetzt ausreden und gegenseitig zu hören. **kgr:** Das ist doch auch Quatsch!

pme: Mein Artikel wird zunehmend linksradikal.

mgr: Jetzt seid doch hier mal nicht son Kuschelverein, jede Woche die gleiche Scheiße.

mgr@sha: Ich habe deine Mail gerade gelesen, um was ging es denn?

Werkstudenten (m/w)
Telefonmitarbeiter (m/w) im Forderungsmanagement

ALTOR

... sucht für das **Communication Center am Standort Heidelberg (Rohrbach) ab sofort Werkstudenten (m/w)**

Arbeitszeiträumen:
Mo-Fr 16:00 – 20:00 Uhr / Sa 9:00 – 17:00 Uhr

Du hast:

- Spaß an der Telefonie,
- Kommunikationsstärke, Verhandlungsgeschick
- und Lust Geld zu verdienen?

Vergütung: min. 11,00 EUR / Stunde

Weitere Informationen unter www.altor-group.com

Interesse? Wir freuen uns auf deine Bewerbung (Anschreiben, Lebenslauf, Zeugnisse) per Email an: recruiting@altor-group.com

UNISHOP HEIDELBERG

aktuell unishop heidelberg

www.unishop.uni-hd.de

Sonderseite: Rubriken, die es nicht in die Ausgabe geschafft haben

Heidelberger Futur-Historie: Die nautische Stadt am Neckar, Sommer 2113

Heidelberger Wasserspiele

Zu Beginn des neuen Sommersemesters fahren die Boote wieder zahlreiche Erstsemester zu dem Schacht, der sie hinunterbringt in die Unter-Wasser-Altstadt. Die Bootlinie 31 ist wie üblich überfüllt und fast am Sinken. Auch zahlreiche Touristen von der nahen Atlantikküste strömen in das „Venedig Badens“. Ältere Studenten sitzen derweil schon in Heidelbergs beliebtester Kneipe, dem „Betreuten Ertrinken“.

Die Entwicklung Heidelbergs zu einer weitestgehend unter Wasser liegenden Stadt war schon lange abzusehen. Wie schon Berlin oder Dresden fiel auch Heidelberg den Folgen des Klimawandels, der Flussbegradigung und dem Fehlen von Poldern zum

Opfer. Doch man hat sich gut mit der Situation abgefunden, betreibt Tauchtourismus, und die Uni bietet mit Ozeanologie und Nautik neue Studiengänge an,

die Rekord-Erstsemesterzahlen aufweisen. Inzwischen sind alle hier der Meinung, dass sich die Stadt seither zum Besseren entwickelt hat.



Neue Studentenjobs: Hiwis fahren andere Studenten zur Uni.

Hässlichste Sitten Heidelbergs: Frank Zumburch und seine Kollegen von der Stadt Heidelberg

Ein Hauch von Putsch



Frank Zumburch (2. v.r.) und seine Kollegen von der Stadt.

Mit deutlicher Mehrheit wurde Frank Zumburch vorletzter Woche vom Gemeinderat als Kreativbeauftragter der Stadt Heidelberg abgewählt. Nun zeigt sich der Gemeinderat schockiert über seine Entscheidung.

„Wir können gar nicht nachvollziehen, warum wir so ab-

gestimmt haben,“ sagt Frau Musterfrau gegenüber dem *ruprecht*. Als Hauptgrund wird vermutet, dass er „wohl zu erfolgreich“ war.

Ein Insider, der nicht namentlich genannt werden will, verriet: „Vor allem Zumburchs kreative Ader und neu entwi-

ckelten Ideen brachten einen Erwartungsdruck mit sich, der uns überfordert hat. Da machen wir Jahre lang einfach schön Dienst nach Vorschrift und dann kommt dieser Zumburch und reißt mit dem Arsch alles ein.“

Gerüchten zufolge diente als Vorwand, dass er keinen akademischen Abschluss hat. Nun beginnen auch andere Angestellte der Stadt um ihre Stellung zu fürchten. So haben viele der angestellten Sekretärinnen ebenfalls keine akademische Ausbildung. Auf Nachfrage des *ruprecht* sind bereits Entlassungen geplant.

Eine Idee für den Ersatz dieser Fachkräfte will man sich aus Bayern holen. „Es ist geplant, die Ehefrauen der Stadtangestellten einzustellen“, heißt es aus wohlinformierten Kreisen. Auch andere Personen sind betroffen. Im Stadtrat kursiert bereits eine Liste mit Personen, die bis Ende des Jahres entlassen werden sollen. Dem *ruprecht* wurde diese Liste über den amerikanischen Geheimdienst zugespielt. Einzusehen ist sie auch bereits unter www.personae-non-gratae.de.

Heidelberger Persönlichkeiten

Der Mann aus (A)Rabien



Ein Freund berichtet.

Der berühmte Heidelberger Rabenmann wurde jetzt in Hamburg vom Tierschutzamt entrabt. Nun sind seine drei Raben im Tierheim untergebracht. Wir sprachen mit Stefan Raabe, einem persönlichen Freund der drei Raben: „Ich vermisse sie sehr“, sagte er im Interview. „Ich hoffe, es geht ihnen gut.“

Die Stadt Heidelberg sucht derweil verzweifelt nach einem neuen Original, das seinen Platz einnimmt. Nun soll es gecastet werden.

Der Rabenmann selbst, nun rabenlos, bewirbt sich um den Posten des Kreativbeauftragten.

Um den Globus gequakt

Katholikenlobby im Vatikan

Papst Franziskus hat nun in einem Gespräch zugegeben: „Ja, es gibt eine katholische Lobby im Vatikan.“

Seit 2000 Jahren schafft es diese Gruppe, unbemerkt innerhalb des Vatikans zu bestehen und ihre Ideen zu verbreiten. Offenbar hatte die Lobby einen enormen Einfluss auf die Politik der Kirche. Nun werden mehr und mehr Details bekannt. Ihre Ideen finden sich in den Verlautbarungen des Vatikans oft Wort für Wort wieder. Selbst der Papst übernimmt viele ihrer Vorstellungen. So glaubt Franziskus etwa, wie neulich bekannt wurde, an die Existenz des Teufels – ein Grundgedanke, den auch die katholische Lobby vertritt.

Vor allem in Bereichen wie der Verhütungspolitik oder dem Zölibat konnte sie sich über Jahrhunderte hinweg durchsetzen. Gerüchten zufolge sollen dieser Lobby bis zu 100 Prozent der Personen im Kirchenapparat



angehören. Wie sie eine solche Macht aufbauen konnten, ist selbst in Fachkreisen unklar. So sagt selbst der Vatikanexperte Dan Brown: „Das hätte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht ausdenken können, aber es bietet mir viel Stoff für mein neues Buch.“ Der Papst selbst blieb trotz dieser Enthüllungen gut gelaunt (siehe Bild).

Sprechen über den Hirntod mit

...Heinrich Hermann Siegfried von und zu Stahlhelm

Vegetariernachweis für Studenten

Sie wollen einen Vegetariernachweis für Studenten einführen. Wieso?

Wir halten die Vegetarier für eine überlegene Rasse. Sie sind zäher und überlebenstauglicher.

Sie haben als Vegetarier ja vermutlich ein großes Vorbild?

Ich weiß nicht, von wem sie sprechen.

Der kleine Mann mit dem Schnauzbart.

Charly Chaplin war Vegetarier?

Lassen wir das. Wieso wollen Sie keine Fleischesser mehr bei sich haben?

Durch Fleischkonsum wird der Mensch verdorben. Der bloße Kontakt mit Fleischessern führt zu Degeneration und Verfall. Das sieht man bei anderen Völkern mit deftigem Fleischkonsum. Ich sehe dabei niemand bestimmten an (blickt nach Osten).

Aber das ist doch völlig unwissenschaftlich.

Ja, das behaupten die Mainstream-Medien gerne. Aber wir halten unsere Theorien trotzdem für richtig.

Wie wollen Sie überhaupt feststellen, wer Vegetarier ist?

Wir teilen das ein in Vegetarier, Halbvegetarier und Fleischesser. Nur wer nicht mehr als einen Großelternanteil hat, der Fleischesser war, zählt als vollwertiger Vegetarier. Und nur der kriegt einen Vegetariernachweis.

Schränkt das Ihre Ernährung nicht stark ein?

Nein, die vegetarische Lebensweise wird durch Bier hervorragend ergänzt.

Ihr Führer hat aber kein Bier getrunken.

Doch, natürlich hat Hit... ach, verdammt!

Filme, die keiner braucht

Game of Drones



Einst trat ein ehrgeiziger Verteidigungsminister (gespielt von Thomas de Maizière) sein Amt an, mit dem Ziel, viel zu verändern.

Deutschland im Jahr 2013: Nach zwei Jahren steht er vor einem großen Problem. Für 600 Millionen hatte er einst eine Drohne namens Eurohawk gekauft (gespielt von Willi aus der Biene Maya). Die Drohne ist ein sympatischer Zeitgenosse, nett, freundlich und immer gut gelaunt. Aber sie hat ein Problem: Sie darf nicht fliegen. Darauf-

hin will man wenigstens ihre Einzelteile verwerten. Doch Eurohawk flieht und versteckt sich am Berliner Flughafen, wo sich auch andere gescheiterte Millionenprojekte der Bundeswehr verstecken, so das lustige Amphibienfahrzeug Lurchi.

Der Film, der für eine halbe Milliarde gedreht wurde, floppte an den Kinokassen. Kein Wunder, denn „Game of Drones“ ist eine völlig überdrehte Satire: Dass derart viel Geld in den Sand gesetzt wird, erscheint doch ziemlich absurd.



Nach der auffälligen Biografie über Angela Merkel nun ein schockierendes Buch über die Anfänge des Ruprecht Karl.

Lesen Sie alles, was Sie nie über ihn wissen wollten, sein Leben, seine Erfolge, seine Frauen. Das Buch, das vollkommen zu recht nicht für den Pulitzer-Preis nominiert wurde. Jetzt in jedem schlecht sortierten Buchladen.

Die letzten Artikelschreiber: mab, tl